SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1964 2

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

1964

15. Jahrgang

Zweites Heft — März / Juni

Schriftleitung:

Oskar Rühle

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

Helmut Dölker

Werner Fleischhauer

Walter Grube

Peter Haag

Walter Kittel

Otto Linck

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat" erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs". – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 3.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Stafflenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripe, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart.

Titelbild: Altoberschwäbisches Bauernhaus in Kürnbach bei Schussenried
Aufnahme Imm. Bauder, Reutlingen

Beilagenhinweis
Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt des W. Kohlhammer Verlages, Stuttgart, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

INHALT

Im Maienwald
Von Franz Georg Brustgi 41

Am Federsee
Gedicht von E. Grueber 42

25 Jahre Naturschutzgebiet Federsee
Von Gerhard Haas 43

Die Türme und Tore der Reichsstadt Ravensburg
Von Alfons Dreher u. Albert Lackner 59

Mein Geburtsort
Gedicht von Carl Weitbrecht 66

Zur künstlerischen Kultur der Reichsstadt Ravensburg
Von Albert Walzer 67

Die Malerei des Barock in Ellwangen
Von Bruno Bushart 86

Ellwangen in Geschichte und Gegenwart
Von Viktor Burr 94

Erinnerung und Dank. Reiniger und Pleuer zum Gedächtnis
Eine Rede von Ernst Müller 99

Freundeslieb' und Treu'
Von Adolf Beck 105

Barockes Oberschwaben
Von Karlheinz Schaaf 108

Ludwig Finckh zum Gedächtnis
Von Karl Götz 111

Hans Auwärter †
Von Adolf Schahl 112

Was uns beschäftigt – was uns angeht
Von Walter Kittel 114

Buchbesprechungen 116

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 119

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1964 Heft 2

Im Maienwald

Von Franz Georg Brustgi

In der Morgenfrühe, wenn der Tau noch an den Gräsern blinkt und auf den Wiesen die Schatten blau und kühl unter den traumschweren Blütenbäumen liegen, mußt du den ersten Gang in den Maienwald tun. Dein Tal ist grüner, leuchtender, lenzfroher geworden in wenigen Sonnentagen. Das Waldgatter, wirr geflochten aus Stauden- und Buschgestrüpp, ist fast geschlossen. Roter und schwarzer Holunder, Hartriegel, Heckenkirsche, Pfaffenhütchen, Sauerdorn und Kreuzdorn haben sich belaubt; Brombeer und Geißblatt rankt und läßt dich nur gebückt in die umfriedeten Hallen treten.

Mit feierlicher Stille umfangen dich die grünen Dämmerungen, in deren Höhe die silbernen und bläulichgrauen Säulen der Buchen im feinen Flechtwerk der Zweige verflimmern. Breite Lichtbahnen fallen durch die noch halb offenen Wipfelfenster, zerstäuben im dichteren Gelaube des Unterholzes, tanzen liebliches Sonnenkringelspiel am Boden und lassen das taufeuchte Spinnennetz im Blätterdunkel blitzen wie ein demantenes Elfengeschmeide.

Der Sternenschleier des Waldmeisters weht über zartgrünen Blattkränzen und dem Goldbraun modernden Fallaubes. Kniest du betrachtend nieder, spürst du den Hauch aromatischen Duftes, der ihm entströmt. Und schaust du dich weiter um im Halbdämmer des Buschwerks, so findest du sie alle versammelt, die treuen kleinen Buchenbegleiter: den himmelblauen Flor des Immergrüns, die karminrote Walderbse, den zierlichen Sauerklee mit seinen dreigeteilten herzförmigen Blättchen und den rötlich getönten weißen Blütenglöckchen, die Goldnessel und das bescheidene Salomonssiegel. Das Lungenkraut zeigt dir seine in geheimnisvoller Waldesstille vollzogene Hochzeit an: seine beim Erblühen roten Blütenröhrchen haben sich blaßblau gefärbt. In feuchter Schattenkühle sprießt zwischen langgestielten, sattgrünen Blattpfeilen der Aronstab, dessen purpurne Keule rätselhaft fremd aus der grünlichweißen, spitzzipfeligen Blatthaube lugt.

Würziger Kräuterduft atmet. Smaragden leuchtet eine Moosinsel im Licht auf. Winzige Bäumchen stehen dicht gedrängt beisammen, ein Wald im kleinen. Käfer und Ameisen durcheilen ihn; eine metallisch funkelnde Mücke rüttelt mit hohem Sington darüber. Mäuse fieben unterm warmen Laub. Es raschelt, raunt und wispert ringsum. Rotbraune Knospenschuppen rieseln mit leisem Knistern aus den Baumkronen nieder.

Ein silberhelles Vogelstimmchen lockt dich vom Weg auf die Lichtung am Waldrand. Schmetterlinge tummeln sich. Ein Tagpfauenauge sinkt flugmüde auf einen Baumstumpf und breitet die prächtigen Flügel weit aus. Zwei kleine Füchse führen, von Sonne und Nektar trunken, groteske Schnörkel- und Purzelflüge vor. Ein Zaunkönig huscht schäkernd durch das Reisiggewirr des Jungwaldes.

Hier, wo Licht und Schatten flimmernd ineinanderspielen, fühlt sich das Maiglöckchen am wohlsten. Gesellig in kleinen Gruppen und mädchenmuntern Scharen stehen diese holdesten aller Frühlingskinder zusammen, wetteifernd in Lieblichkeit, Duft und Lilienweiße. Du pflückst einen Strauß, die Liebste damit zu beschenken, und du wirst nicht versäumen, ihr dabei zu sagen, daß sie dich morgen begleiten muß, ganz heimlich und in aller Frühe, damit sie draußen ihr Gesicht in Maiglöckchentau bade. Denn Maiglöckchentau tut Wunder: er verleiht unverwelkliche Jugend und Schönheit.

Der Kuckuck, der ohn' Unterlaß mit heiterhellem Ruf den grünen Blätterjubel des Waldes verkündete, weissagt dir zum Abschied ein verschwenderisch langes Leben, und aus der Birke, die traumversponnen am Waldessaum steht, schwatzt dir noch der Fitis sein geheimnisvolles Orakel zu: „Hüid hüid hoid hoid hoid hoid ... wijööb!"

Lange liegst du heute wach. Das grüne Feuer des Waldes, das noch immer hinter deinen Lidern glimmt, und der Maiblumenduft aus der kristallenen Vase auf dem Fensterbrett lassen dich nicht einschlafen. Überhell von Mond- und Sternenlicht steht die Nacht im offenen Fenster, Wind raunt in den Gartenbäumen, und aus dem Wiesengrund herüber dringt die sehnsüchtig süße Melodie eines Liebeslieds.

Blick vom Federseesteg auf Stiftskirche und Schloß Buchau. – Professor Dr. Dr. Hans Krieg, der Präsident des Deutschen Naturschutzringes mit seinen 75 angeschlossenen Verbänden und über 1 Million Mitgliedern, hat das Federseegebiet besonders ins Herz geschlossen und oft besucht. Im Frühjahr 1963 ist von seiner Künstlerhand dieses charakteristische Bild entstanden, das er Ehrensenator Hermann Hähnle zum 85. Geburtstag am 5. Juni 1964 gewidmet hat.

Am Federsee

Mittagsschwüle glastet
auf dem stillen See.
Hoch darüber lastet
dichter Wolkenschnee.

Wie ein Geisterhauchen
geht's durch Schilf und Rohr,
Märchenunken tauchen
blinzelnd aus dem Moor.

Träumend in der Runde
treibt ein alter Kahn,
drin zur Mittagsstunde
schläft der große Pan.

E. Grueber

25 Jahre Naturschutzgebiet Federsee

Von Gerhard Haas

Wer vor dem zweiten Weltkrieg die großen Verlandungsseen und Moore in Ostdeutschland mit ihrer vielgestaltigen Tier- und Pflanzenwelt kennengelernt hat – es sei hier nur an den Drausensee in Westpreußen erinnert –, denkt wohl mit Wehmut an jene Zeiten zurück, als diese fast menschenleeren, naturnahen Landschaften noch jedermann zugänglich waren. Im viel dichter besiedelten, industrialisierten Westdeutschland sind solche urtümlichen Gebiete – in bescheideneren Ausmaßen – fast an den Fingern einer Hand abzuzählen. Zu diesen wenigen uns verbliebenen Perlen zählt das Naturschutzgebiet Federsee in Oberschwaben.

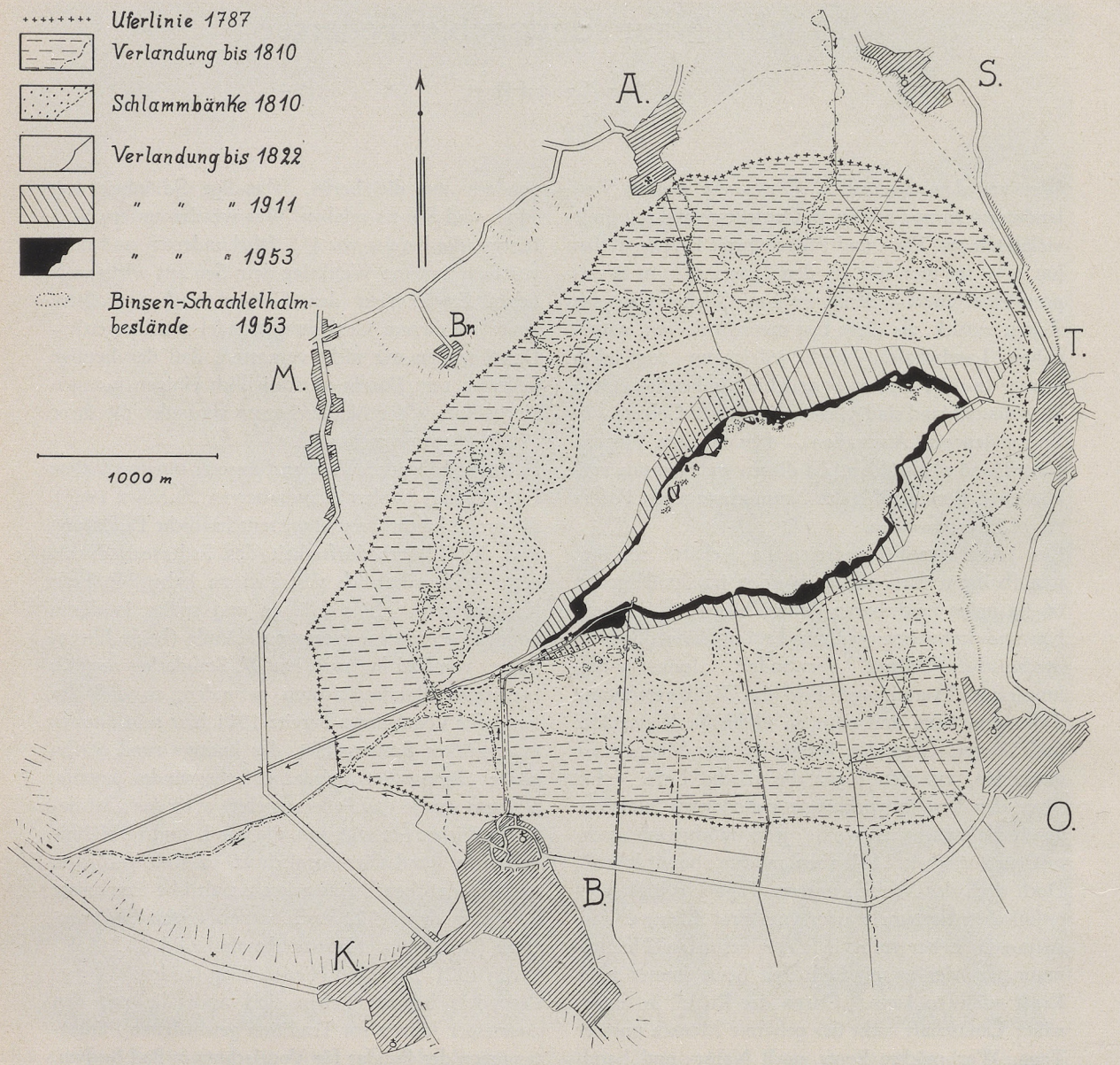
Der „Ausverkauf der freien Landschaft" schreitet unaufhaltsam fort: täglich werden im Bundesgebiet 66 ha meist fruchtbaren Bodens allein für Straßenbau und Industrieansiedlung benötigt und damit in „technisches Ödland" verwandelt, „Industrie-Ballungsräume" verschlingen Feld und Wald, verträumte Täler und Seen und einst so idyllische Kleinstädte und Dörfer. Gesundes Wasser ist zur Mangelware geworden, zuzeiten sogar die frische Luft. – Ein Narr, der diese Entwicklung zur modernen Industriegesellschaft aufhalten wollte; jeder möchte am „technischen Fortschritt" teilhaben, möchte „besser leben". Doch auch der Mensch unserer Tage lebt nicht vom technischen Fortschritt oder vom Brot allein; er fordert sein Lebensrecht in einer gesunden Heimatnatur, aus der er mit Leib und Seele immer neue Kraft schöpfen kann. „Oasen der Ruhe" in naturnaher Landschaft sucht der gehetzte Mensch unserer Tage. Wer möchte heute noch Natur- und Landschaftsschutz mit „romantischer Schwärmerei" gleichsetzen, wie es die Vorkämpfer des Naturschutzes um die Jahrhundertwende und selbst in neuerer Zeit noch erleben mußten? –

Eine noch ungestörte Erholungslandschaft sowie eine fast unerschöpfliche Forschungsstätte besitzen wir im 14 km² großen Naturschutzgebiet Federsee. Dank der reichen vor- und frühgeschichtlichen Funde sowie der mannigfaltigen und eigenartigen Tier- und Pflanzenwelt ist das Federseegebiet in ganz Deutschland und darüber hinaus berühmt geworden. Über 80 000 Menschen aus nah und fern besuchen jährlich auf dem schmalen Moorsteg den Federsee; nicht aus Sensationslust, denn Sensationen gibt es hier nicht, sondern um die herbe, lebendige Schönheit von Moor und See zu erleben. Was würden unsere Vorfahren, die bereits vor 1½ Jahrhunderten und noch vor dem zweiten Weltkrieg dem See aus wirtschaftlichen Erwägungen den Garaus machen wollten, heute zu diesem Gesinnungswandel wohl sagen? – Dabei wollen wir nicht vergessen, daß der heutige Federsee sein Dasein ausschließlich einigen mutigen Vorkämpfern des Naturschutzes verdankt, die ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind.

Es ist das besondere Verdienst unseres unvergeßlichen Oberförsters Walter Staudacher († 20. März 1933), die große kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung und die Schutzbedürftigkeit des Federseerieds als erster leidenschaftlich vertreten zu haben. In Frau Kommerzienrat Lina Hähnle und später in deren Sohn, Ehrensenator Hermann Hähnle (beide Ehrenbürger von Bad Buchau), hat W. Staudacher sogleich begeisterte Bundesgenossen gefunden, so daß der Bund für Vogelschutz bereits 1911 hier sein ältestes und größtes Schutzgebiet, das heutige rund 60 ha große „Banngebiet Staudacher", begründen konnte. Seitdem wurde das Federseegebiet auch das Ziel naturkundlicher Forschungen, die von L. und H. Hähnle und dem Bund für Vogelschutz so weit gefördert wurden, daß beachtliche wissenschaftliche Ergebnisse bereits in dem 1922 erschienenen ersten Federseewerk (Beiträge z. Naturdenkmalpfl., Bd. 8, 515 S.; Berlin 1921–23) ihren Niederschlag fanden.

Besonders hervorzuheben sind auch die seit den zwanziger Jahren zur Tradition gewordenen Pfingsttagungen des Bundes für Vogelschutz in Bad Buchau, die bereits in jener Zeit, als der staatliche Naturschutz noch in den Kinderschuhen steckte, unzählige Besucher aus allen Schichten der Bevölkerung und aus nah und fern für den erhaltenden Naturschutz begeisterten.

Wenn heute jährlich Tausende in unseren modernen oberschwäbischen Moorbädern Genesung und in unseren Moorschutzgebieten Erholung finden, so müssen wir eines weiteren Ehrenbürgers von Bad Buchau ehrend gedenken, der als großer Freund von Kunst und Wissenschaft, von Natur und Heimat, den Bestrebungen des Naturschutzes und dem Hause Hähnle eng verbunden war, des prakt. Arztes Dr. W. Ladenburger († 21. 11. 1962 in Bad Buchau). Er



1. *Die Verlandung des Federsees nach der ersten Seefällung 1788/89*

Quellen: Karte vom Jahr 1810, „Grundriß über den Federsee und Umgebung" von Zäb (OAB Riedlingen 1923), ferner die Karte 1:5000 des Landesvermessungsamts Stuttgart von 1953. Zeichnung von R. Mahr (1964); die geringfügigen Ungenauigkeiten der Karte 1810 fallen hier nicht ins Gewicht.

Die Seefläche umfaßte 1787 rd. 1077 ha
1789 rd. 663 ha (— 414 ha)
1810 rd. 264 ha (— 399 ha)
1822 rd. 228 ha (— 36 ha)
1911 rd. 156 ha (— 72 ha)
1953 rd. 139 ha (— 17 ha)

Die Länge der Uferlinien betrug
1787 rd. 13,0 km
1822 rd. 7,3 km
1911 rd. 6,5 km
1953 rd. 6,0 km

Mittlerer Wasserstand ü. N.N. 1949—1953 = 578,21 m (476 Pegelablesungen)
Wasserstand ü. N.N. 1900 = 578,26 m (OAB 1923, S. 64)
Größte Wasserstandsschwankungen seit 1949 = ± 43 cm

2. Blick von der Brücke des Moosburger Fußwegs auf den Federseekanal, den 1808/09 künstlich geschaffenen begradigten Abfluß des Federsees zur Donau. Mai 1944.
Aufnahme R. Lohrmann

hat als einer der ersten die natürliche Heilkraft unserer Moore erkannt und ist der geistige Vater unserer oberschwäbischen Moorbäder.
Leider blieb es dem Bund für Vogelschutz versagt, den Schutz auf den ganzen Federsee mit Schilfanwuchs auszudehnen; alle guten und energischen Ansätze scheiterten an den Zeitverhältnissen nach dem ersten Weltkrieg. In den dreißiger Jahren sollte im Rahmen der sogenannten „Erzeugungsschlacht" und der Arbeitsbeschaffung – trotz aller schlimmen Erfahrungen aus früherer Zeit – der Seespiegel nochmals abgesenkt werden, was einer Trocken-

3. Blick vom Federseesteg auf das Buchauer Schloß (12. 2. 1958) bei Hochwasser. Da der Wasserspiegel des Federsees überwiegend aus Niederschlägen gespeist wird, kommt es in Regenperioden zur Hebung des Wasserspiegels bis zu 43 cm über den Mittelwasserstand und zu Überschwemmungen, die – wie hier auf dem Bild – fast die alte Seegrenze von 1787 bei Buchau erreichen. Aufnahme A. Haas

legung gleichgekommen wäre. In letzter Minute gelang es schließlich dem Nestor des staatlichen Naturschutzes in Württemberg, Professor Dr. Hans Schwenkel, das drohende Unheil abzuwenden: am 15. Juni 1964 jährt es sich zum 25. Mal, daß der Federsee mit der angrenzenden Moorlandschaft in einer Ausdehnung von 1410 ha unter Naturschutz gestellt und für die Zukunft gerettet werden konnte (Schutzverordnung des württ. Kultministeriums [Mergenthaler] vom 15. 6. 1939; Ausführungsbestimmungen hierzu vom 7. 5. 1942). Die beispielhaften und weitgehenden Schutzbestimmungen lösten schon in ihrem Entwurf 1937 bei der Reichsstelle für Naturschutz Erstaunen und Bewunderung aus, aber auch Bedenken, ob sie durchgekämpft werden könnten (Dr. H. Klose 1937 mdl.). Doch Professor Schwenkel setzte sich durch; ohne seine Pionierarbeit wäre z. B. die Regelung der Jagdverhältnisse und der heutige Jagdbann im Schutzgebiet (Verordnung vom 11. 2. 1954) kaum zu erreichen gewesen.

Nach dieser Rückschau auf die Jahrzehnte des Kampfes um die Erhaltung dieser Moorlandschaft wollen wir nun ihr Werden und Wesen kurz würdigen.

Vor rund 200 000 Jahren ist das zungenförmige und flache Federseebecken durch den Rheintalgletscher in der Rißeiszeit im wesentlichen geformt und vor rund 25 000 Jahren in der Würmeiszeit durch einen Endmoränenwall im Süden abgeriegelt worden. Noch um 8000 v. Chr. hat die Ausdehnung des Sees rund 3000 ha betragen. Der heutige Restsee im Norden des Beckens umfaßt nur noch 139 ha. Durch die raschere Verlandung des flacheren südlichen Teils setzte hier die Hochmoorbildung früher ein: eine einst bis vier Meter mächtige Torfschicht ist heute größtenteils abgebaut. Ein kleiner Rest des hier ursprünglichen Bergkieferhochmoors ist in dem 22,6 ha gro-

4. Abendstimmung auf dem Federseesteg. 1911 wurde der Seesteg von Oberförster W. Staudacher angelegt (700 m lang), 1949 von der Stadt Buchau erneuert und auf 1100 m verlängert, da die Verlandung des Sees inzwischen weit fortgeschritten war. Die Pfähle mußten bis zu 9 m tief in Moor- und Seegrund getrieben werden. Aufnahme J. Rödle

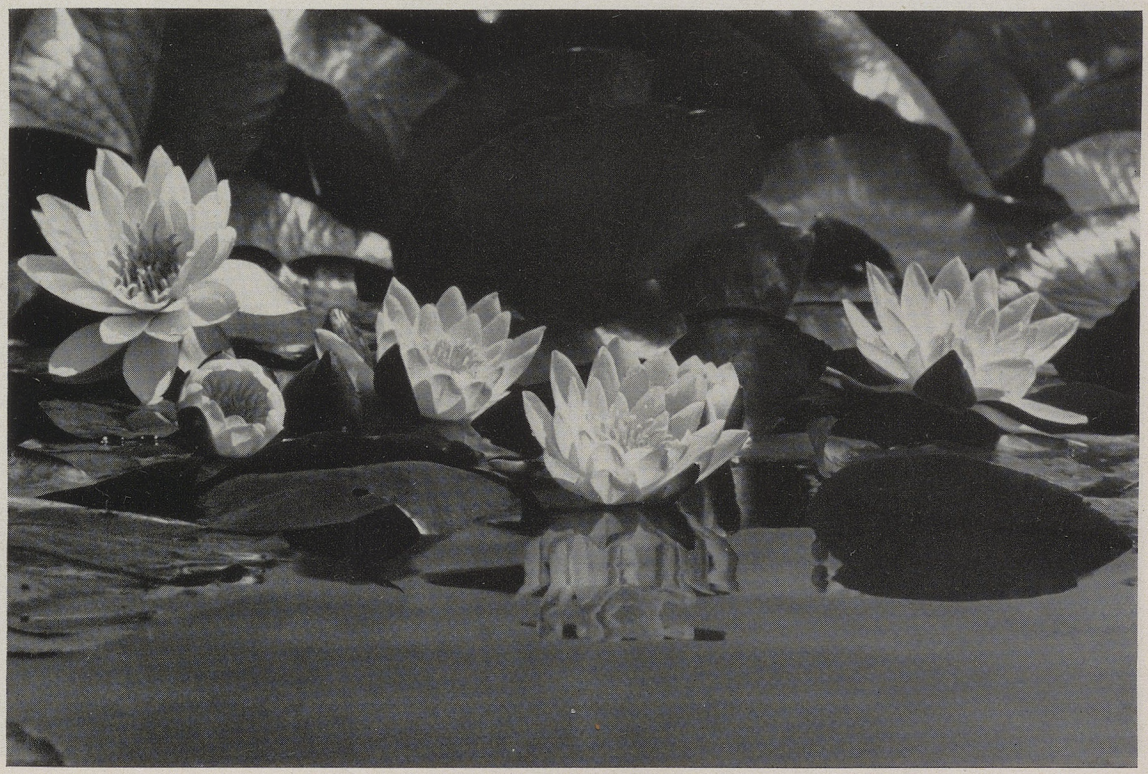
5. Blick in die Tiefenbacher Bucht vom Beobachtungsturm der Vogelwarte Radolfzell. Verlandungszungen und Inseln üppig wuchernder Sumpfpflanzen schieben sich unaufhaltsam gegen den See vor, dazwischen eine langgestreckte Teichrosenzone. Aufnahme J. Rödle

6. Brütende Flußseeschwalbe auf ihrem Schwimmnest im Teichrosengürtel, 14. Juni 1951. Aufnahme L. Goetz

ßen Naturschutzgebiet „Wildes Ried" noch erhalten, das vor rund 200 Jahren noch Urlandschaft war (Schutzverordnung vom 19. 1. 1960).

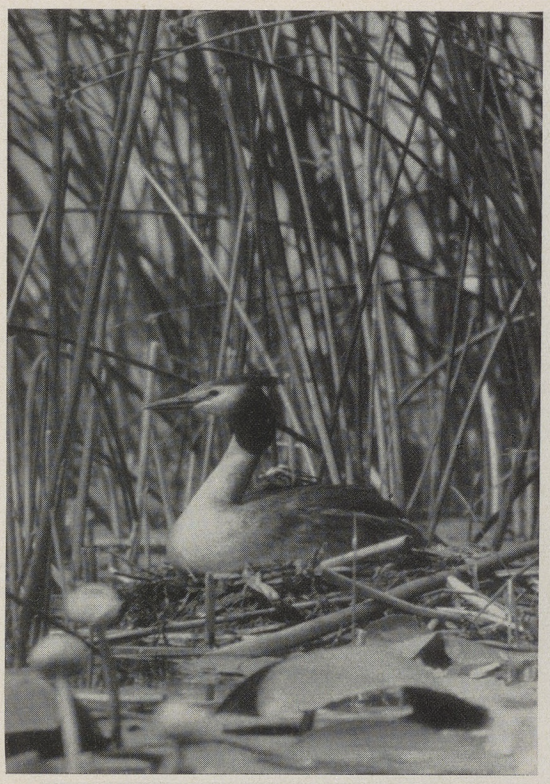
Die Karte (Abb. 1) zeigt uns die rasche Verlandung des Sees in neuerer Zeit: Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1787) umfaßte der See 1077 ha, etwa ein Drittel des ursprünglichen Federsees. Die sprungartig rasche und wohl um Jahrtausende beschleunigte Verlandung in der Folgezeit ist auf zwei künstliche Seefällungen (1788/89 und 1808/09) um insgesamt 2 Meter nach Südwesten zur Donau hin (Federseekanal) zurückzuführen, die den See bis 1822 auf 228 ha zusammenschrumpfen ließ. Man wollte damals eine Straße nach Oggelshausen bauen, günstigere Bedingungen für die Torfgewinnung und landwirtschaftliche Nutzfläche schaffen, erreichte aber durch den stark reduzierten Seespiegel eine erhebliche Klimaverschlechterung und ein landwirtschaftlich wenig nutzbringendes „Streuwiesengelände", das allerdings heute eine prächtige, naturnahe Moorlandschaft in allen Stadien der Entwicklung darstellt (Abb. 18) und damit ein Rückzugsgebiet einer eigenartigen und reichen Tier- und Pflanzenwelt (z. B. Moorsteinbrech, Karlsszepter,

7. Typisches Verlandungsufer mit vorgelagerten Seerosen- und Teichbinseninseln in der Lachmöwenkolonie der Oggelshauser Bucht.
Aufnahme J. Rödle



8. Die Weiße Seerose, die Königin der Wasserpflanzen, bildet große Kolonien in stillen, besonders geschützten Buchten.
Aufnahme J. Rödle

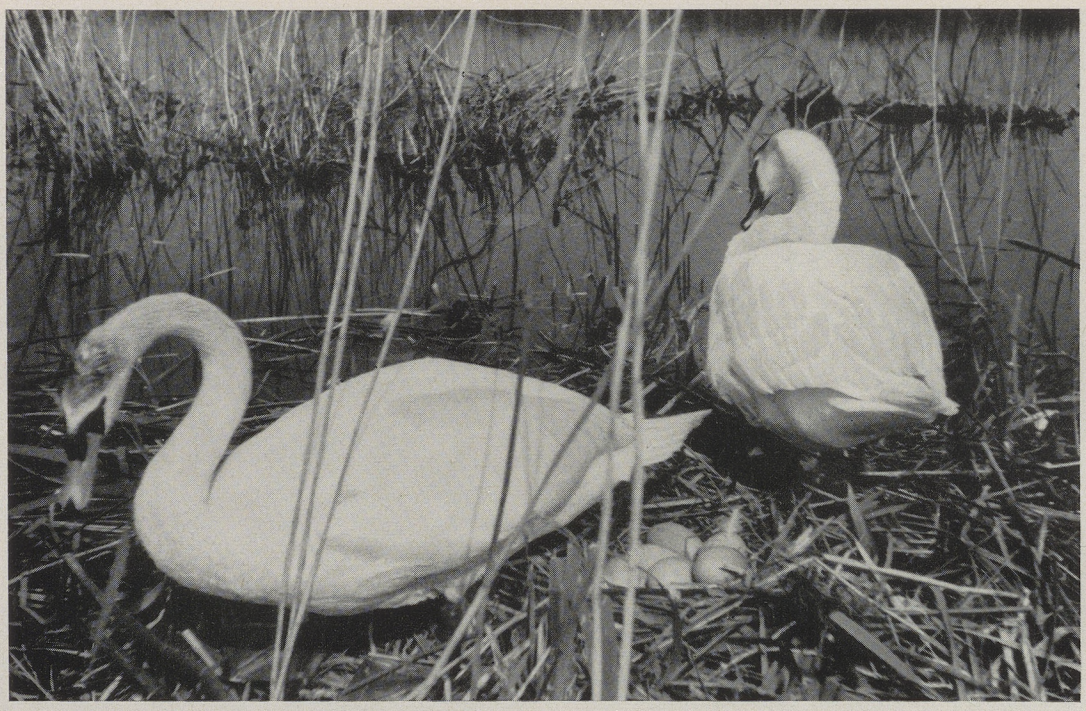
9. Wasserschierling und Breitblättriger Rohrkolben in jüngster Verlandungszone. Aufnahme J. Rödle



10. Haubentaucher mit Kücken im Rückengefieder auf seinem Schwimmnest in einer Teichbinseninsel; 16. 6. 1951. Aufnahme L. Goetz

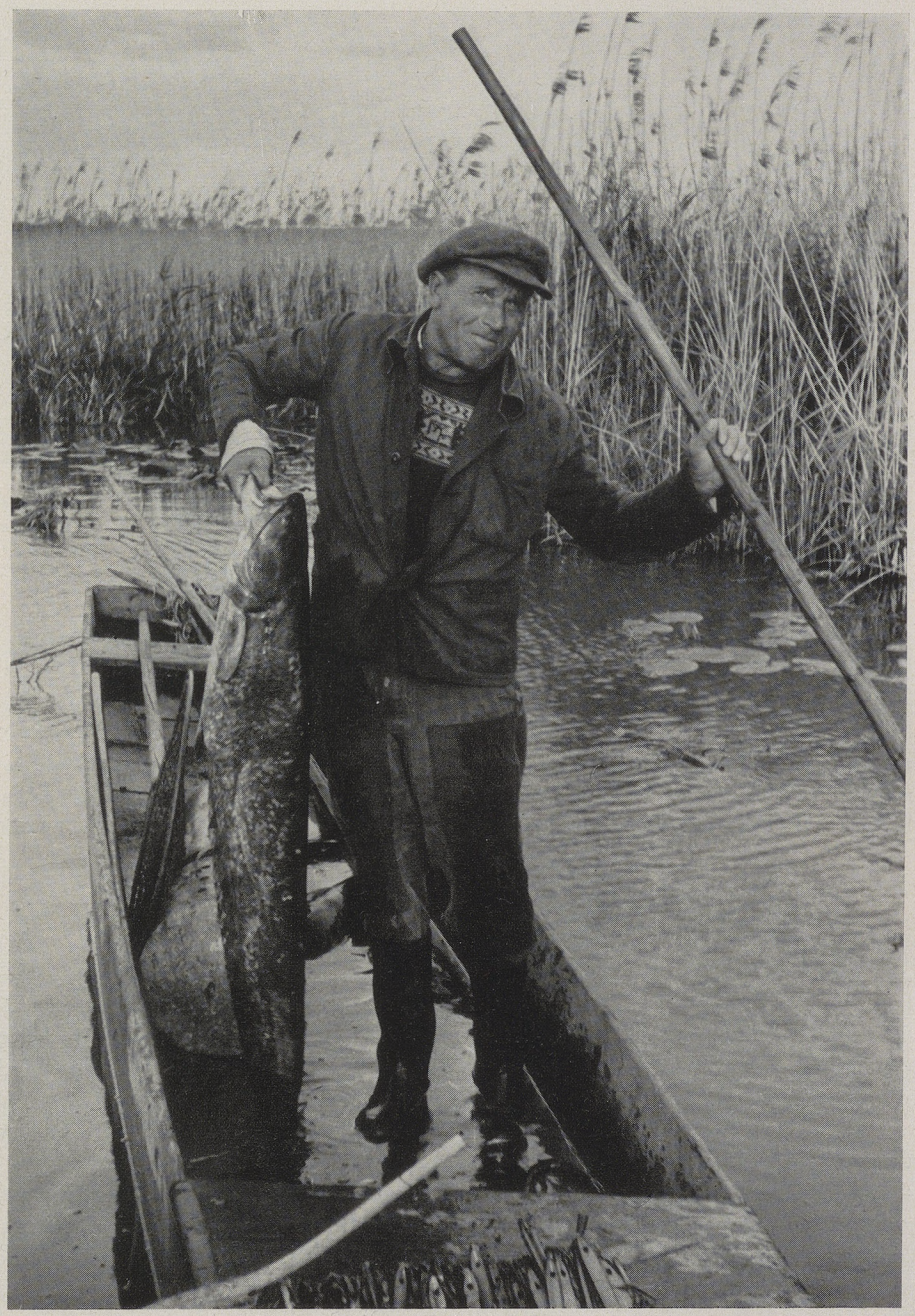
12. Weibchen der Zwergrohrdommel im Rohrwald in „Pfahlstellung" über seinem Gelege. Aufnahme L. Goetz

11. Auf einer Rohrkolbeninsel lauert ein Graureiher auf Beute. Aufnahme J. Rödle



13. Verwildertes Höckerschwanpaar im Schilfnest mit Gelege am Seeufer. Ende April 1962. Aufnahme D. Haas

14. Ein junger Nachtreiher fischte 4 Wochen lang unbekümmert vor zahlreichen Zuschauern in der Nähe des Federseestegs. Ins Wasser geworfene Brotbrocken (hinter der Schnabelspitze sichtbar) locken zahlreiche Weißfische an. 11. Aug. 1958. Aufnahme W. Haas



15. Federseefischer W. Rempp hat einen mittelschweren Wels gefangen. Aufnahme G. Haas

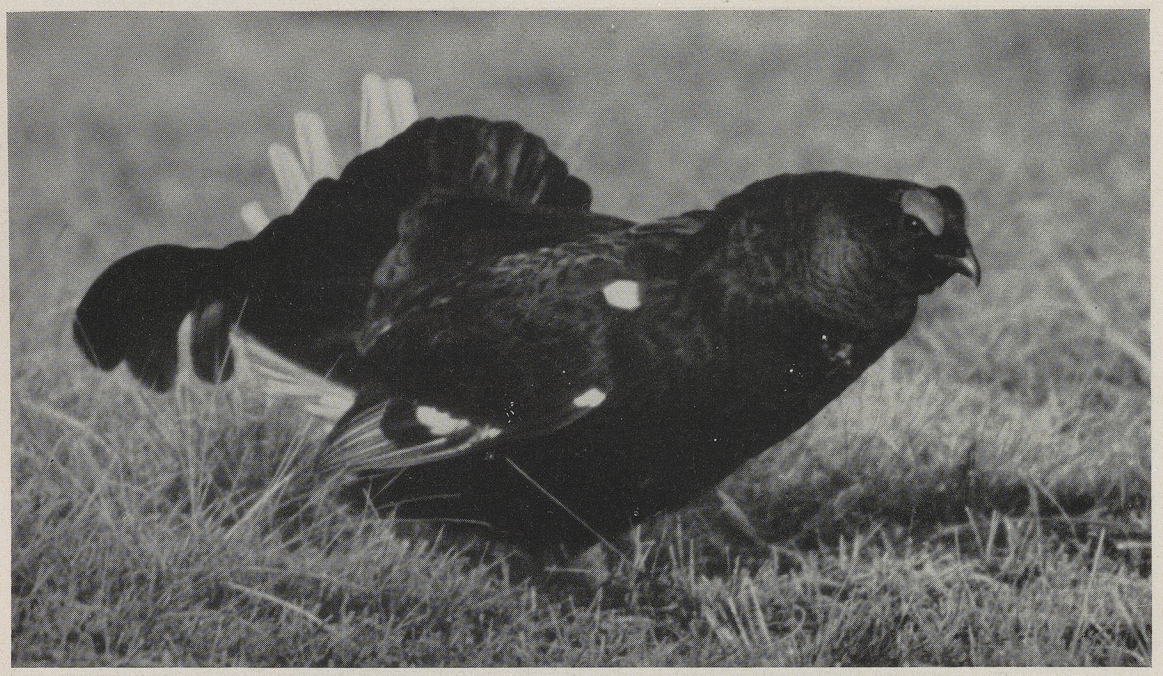
16. Fischadler mit angekröpfter Beute im Moosburger Ried. Dieser stolze Greifvogel brütete noch 1877 bei Wilflingen im Kreis Saulgau (17 km vom Federsee entfernt); heute ist er im Frühjahr und Herbst regelmäßiger Durchzügler und Gast am Federsee. Aufnahme J. Rödle

Strauchbirke; Birkhuhn, Großer Brachvogel, Wiesenpieper, Wiesenstelze u. a.). Die Grenzen des heutigen Schutzgebiets verlaufen knapp außerhalb der Uferlinie von 1787 (Abb. 1). Sie umfassen also die jüngste, rund 150 Jahre alte Moorlandschaft des Federseebeckens sowie den heutigen Federsee, der als sterbender Verlandungssee in einem großartigen Schauspiel vor unseren Augen um seine Existenz ringt mit einem Riesenheer üppig wuchernder Sumpf- und Wasserpflanzen; der heutige Verlandungsvorgang dürfte sich im wesentlichen seit Jahrtausenden so abgespielt haben. Besorgt müssen wir uns heute fragen, wie lange uns der Federsee wohl erhalten bleiben wird. Die Karte in Abb. 1 gibt uns einen ungefähren Aufschluß über die kaum mehr vom Menschen beeinflußte Verlandungsgeschwindigkeit seit 1822 und in Zukunft. Die Abnahme der Wasserfläche bzw. der Flachmoorzuwachs von 1822 bis 1911 und von 1911 bis 1953 betrug 89 bzw. 17 ha, das entspricht einer durchschnittlichen täglichen Verlandung von 19 bzw. 11 m². Wir dürfen demnach dem See noch eine Lebensdauer von etwa 300 Jahren zuschreiben.

Wandern wir an einem Frühlingsmorgen auf dem 1100 m langen Holzsteg durch Großseggenried und Rohrwald zum jüngsten Verlandungsufer des Sees, so begleitet uns das melodische Flöten und Trillern des Großen Brachvogels, das Meckern der Bekassinen, das vielstimmige Konzert der Rohrsänger und Rohrammern, aus dem Dämmer des Rohrwaldes das Quietschen und Brummen der Wasserralle und die unheimlichen, dumpfen Balzrufe der Großen Rohrdommel. Die verschiedenartigen Verlandungszonen des Seeufers prangen in zart abgestuftem frischem

17. Im Herbst bevölkern oft nach Tausenden zählende Wasservögel (bis zu 16 verschiedene Arten) den Federsee, vom Menschen infolge des Jagdbanns hier ungestört und daher günstig zu beobachten. Doch der Einbruch des Frostes läßt den flachen See bereits im Spätherbst bei Windstille und — 6° C oft schon über Nacht zufrieren und zwingt diese Winterflüchter zum Wegzug in eisfreie Gewässer (z. B. Donau, Bodensee). Aufnahme J. Rödle

18. Die offene „Streuwiesenlandschaft" im Flach- und Übergangsmoor des Moosburger Rieds (15. 5. 1948), Birkhahnbalzplatz seit Jahrzehnten, konnte durch besondere Naturschutzmaßnahmen in den letzten Jahren erhalten werden. Aufnahme G. Haas



19. Balzender Birkhahn „trudelnd" im Moosburger Ried. Hier befanden sich dank des Eingreifens des Bundes für Vogelschutz vor 4 Jahrzehnten die bestbesetzten Balzplätze in ganz Deutschland. In neuerer Zeit ist das Birkwild in Deutschland vom Aussterben bedroht; am Federsee soll der Restbestand von rd. 20 Vögeln durch besondere Maßnahmen, z. B. der Biotopgestaltung, sich wieder erholen können. Aufnahme J. Rödle

Grün, dazwischen (im Frühsommer) die goldenen Blüten des Zungenhahnenfußes, die violetten Sterne des Bittersüß und die volle weiße Doldenpracht des Wasserschierlings (Abb. 9). Meterweit schieben sich stellenweise Verlandungspioniere wie Schlammschachtelhalm und Rohrkolben jährlich gegen den See vor, augenfällig den Siegeszug gegen den altersschwachen See demonstrierend. Hundertstimmiges Quaken der Wasserfrösche belebt nun das Ufer, nachdem Gras- und Moorfrösche sowie die Erdkröten verstummt sind.

Zwischen rauschenden Rohrwäldern liegt weit ausgespannt der dunkle Wasserspiegel des Federsees. Das flache Ruderboot gleitet im seichten, meist nur 60 cm tiefen Wasser den Absperrpfählen der Uferzone entlang in die Alleshauser und Oggelshauser Bucht durch dichte Rasen von Wasserpflanzen (Laichkraut, Tausend- und Hornblatt, Wasserhahnenfuß). Wir wollen die Gebotsschilder beachten, die die Uferzone und die hier brütenden Lachmöwen, Flußseeschwalben, Haubentaucher, Stock- und Knäkenten, Rallen und Dommeln schützen. Wir bewundern die golden und weiß leuchtende Pracht blühender Mummeln und Seerosen (Abb. 8), Hunderte lärmender Lachmöwen in ihren Brutkolonien (Abb. 7), stoßtauchende Flußseeschwalben, quorrende Haubentaucher bei ihren Schwimmnestern in vorgelagerten Binseninseln (Abb. 10) oder eines der verwilderten Höckerschwanpaare auf einem riesigen Schilfnest (Abb. 13). Über dem Rohrwald des „Anwuchses" gaukelt eine Rohr- oder gar Wiesenweihe, und am Schilfufer lauern Graureiher, die 5 km vom See entfernt auf hohen Fichtenwipfeln horsten. Ein besonderes Glück, wenn ein Purpur-, Nacht- oder Seidenreiher auftaucht, einer jener fesselnden Südländer, die in den letzten Jahren fast regelmäßig hier auftraten, der Purpurreiher 1947 und 1949 sogar als Brutvogel.

Der einzige hier zugelassene Fischpächter hat an einer Binseninsel einen mittelschweren Wels aus dem Absperrnetz gezogen (Abb. 15). Sein größter Wels wog 98 Pfund und war rund 2 Meter lang. Wels und Hecht sind die wichtigsten Nutzfische des zwar reichen, aber etwas artenarmen Fischbestandes (19

20. In 1½ Jahrzehnten hat der Weiden-Birkenbruch-Wald den größten Teil der Seekircher Streuwiesen erobert. 1958.
Aufnahme J. Rödle

Arten), der die starken Temperaturschwankungen des sehr flachen Gewässers (in heißen Sommern über 30° C an der Oberfläche!) noch zu ertragen vermag. – Ein in Seemitte verankertes Floß ladet an der tiefsten, von Wasserpflanzen freien Stelle (2,50 Meter) zum Baden ein. Der auf 20 Ruderboote beschränkte Bootsverkehr und das Verbot sportlicher Veranstaltungen (Segel- und Motorboote) ermöglichen eine Befriedung dieser Erholungslandschaft.

Der besonders an Wochenenden rege Verkehr auf dem Federseesteg beeinträchtigt Tier- und Pflanzenwelt kaum, da das trügerische Moor sich selbst schützt und dank des Jagdbanns Tier und Mensch sich friedlich begegnen. Regelmäßig führen hier Stockenten ihre Küken und lassen sich wie Bläßhühner, Schwäne, Lachmöwen, Sumpfhühner, Wasserrallen oder Rohrammern füttern und aus nächster Nähe betrachten. Graureiher und Haubentaucher, die sonst futterneidisch vom Menschen Verfolgten und Geächteten, zeigen sich hier vertraut auf verkürzte Fluchtdistanz; selbst Zwergrohrdommeln – oft erfolgreich in Stegnähe brütend – und der seltene Nachtreiher fangen vor aller Augen die von Moorbadegästen mit Brot gefütterten Weißfische (Abb. 14), die auch Flußseeschwalben in die Nähe der Plattform locken.

Eine Wanderung ins angrenzende Federseemoor ist nur auf den Wegen gestattet, denn der reiche Wild- und Vogelbestand soll Ruhe haben. Hier balzen noch die letzten Birkhähne Baden-Württembergs, Brachvögel trillern und Bekassinen meckern im Balzflug. Eine Frühexkursion durch den urwüchsigen Weiden-Birkenbruchwald des „Banngebiets Staudacher" wird

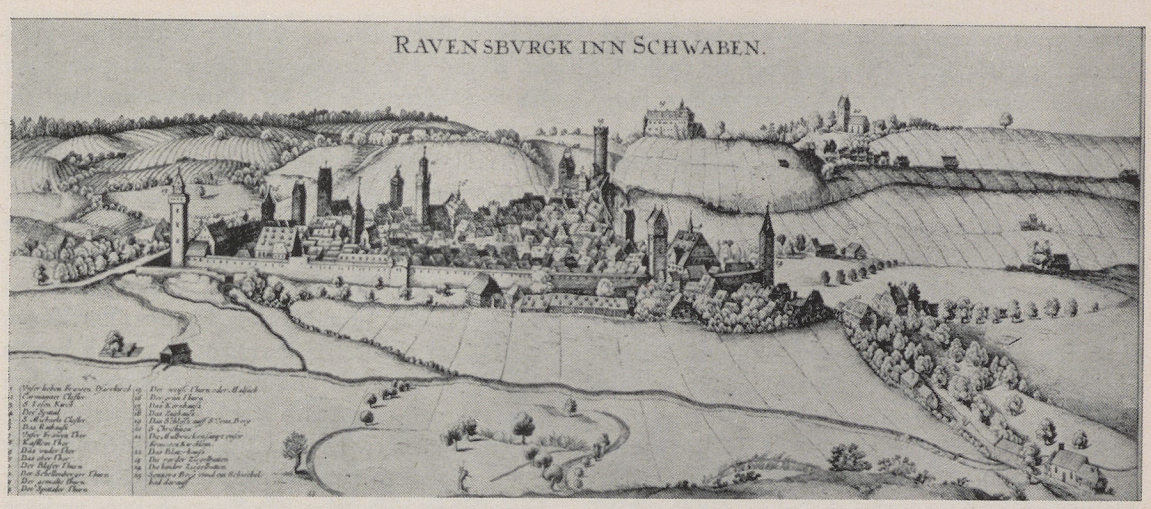
zu einem besonderen Erlebnis: Hundertstimmig erschallt das Frühkonzert der Laubsänger und Grasmücken, Schwirle, Drosseln, Buntkehlchen und vieler anderer Sänger. Bei günstiger Witterung hören wir gar die Balzstrophen des Birkwildes, das wir aber keinesfalls stören wollen, denn strengster Schutz, besondere Maßnahmen zur Raubzeugbekämpfung und Gestaltung des Lebensraums dieses hier einst so häufigen Urwildes lassen uns auf dessen Erhaltung und Vermehrung hoffen (Abb. 18 u. 19).

Das „Banngebiet Staudacher", seit 1911 ohne jeden menschlichen Eingriff sich selbst überlassen, ist als Beispielsfläche für die Entwicklung eines „Riedurwaldes" groß und eindrucksvoll. Wir wünschen diese Entwicklung zum Bruchwald jedoch keinesfalls im übrigen Federseemoor, denn die offene, mit parkartig schönen Baum- und Buschbeständen bestockte Flach- und Übergangsmoorlandschaft mit den nur hier lebensfähigen Pflanzen und Tieren (z. B. Karlsszepter, Birkhuhn, Brachvogel usw.) verdankt seit rund 150 Jahren ihren Bestand der – Sense! Einmal im Jahr zwischen Heuet und Ernte oder erst im Herbst wurde in mühevoller Arbeit Streu von Hand gemäht und weggefahren, da und dort Busch und Baum verschont (Besenreisiggewinnung), aber doch die Waldentwicklung verhindert. Die Intensivierung der Landwirtschaft gestattet dies in neuerer Zeit kaum mehr, weshalb auf großen Flächen die Verkrautung und Bewaldung rasch fortschreitet (Abb. 20), diese einst vom Menschen mitgestaltete Landschaft von Grund aus verändert und damit auch ihre Tier- und Pflanzenwelt. Nun hat der Naturschutz seit zwei Jahren eingegriffen und mit Hilfe eines Spezialmotormähers bereits über 20 ha Streuwiesen retten können; weitere Flächen sind zur Erhaltung vorgesehen. Auch zu dicht bestocktes Übergangsmoor wurde ausgelichtet und zum Lebensraum für das Birkwild gestaltet.

Es kann nicht hoch genug veranschlagt werden, daß die Naturschutzbehörden seit 1958 die Anstellung eines hauptamtlichen Naturschutzwarts ermöglichten, der mit dieser wichtigen Arbeit beauftragt ist. Außerdem hat er für die Beachtung der Schutzbestimmungen wie für die Schaffung eines erwünschten Gleichgewichts in der Tierwelt durch sinnvolle Raubzeugbekämpfung zu sorgen. Die bisher erzielten Erfolge berechtigen zu weiteren Hoffnungen und entheben uns der Sorge um Überwachung und Betreuung dieses größten und bedeutendsten süddeutschen Moorschutzgebietes.

Seit der Begründung des Schutzgebiets, insbesondere aber nach dem zweiten Weltkrieg, hat die naturkundliche Erforschung des Federseegebiets neuen Auftrieb erfahren (Biologische Station der Universität Tübingen im Schloß Buchau, der wissenschaftliche Forschungskreis um Oberstudienrat E. Wall und Dr. A. Kasper, die Außenstelle Federsee der Vogelwarte Radolfzell-Rossitten). In dem von Prof. Dr. W. Zimmermann 1961 herausgegebenen neuen Federseewerk „Der Federsee" (Albvereinsverlag Stuttgart 1961) sind die Ergebnisse der z. T. umfassenden neueren Forschungen für den anspruchsvolleren Natur- und Heimatfreund zusammengetragen.

21. Blütenstand des Karlszepters im Moosburger Ried, Juli 1958. Aufnahme G. Haas



Ravensburg. Stich von Wenzel Hollar. 1657

Die Türme und Tore der Reichsstadt Ravensburg

Von Alfons Dreher und Albert Lackner

Hans Koepf vertritt im 2. Band seiner schwäbischen Kunstgeschichte die Ansicht, daß nächst Nördlingen nur Ravensburg seine mittelalterliche Silhouette unter allen schwäbischen Städten bewahren konnte. Da der Schwäbische Heimatbund in diesem Jahr in den Mauern der alten Stadt tagt und ihre Türme und Tore noch heute dem ortsfremden Besucher zuerst ins Auge fallen, mag es angemessen erscheinen, über sie und die freilich nur in Resten erhaltenen Befestigungsanlagen, die sie einst verbanden, einen zusammenfassenden Bericht zu erstatten. Er ist allerdings ohne topographische Darstellung der Entstehung der Stadtsiedlung nicht verständlich.

Die Anfänge der Stadt Ravensburg beruhen in der Hauptsache auf einem wohlbekannten Beispiel der Siedlungsverschiebung. Keimzelle war der Burgbau der Welfen auf der Höhe des sogenannten Veitsberges am östlichen Schussentalrand. Diese Burganlage – sie wird 1088 erstmals in der Historia Welforum genannt – fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das 11. Jahrhundert. Was die Welfen zu diesem Neubau veranlaßte, ist nicht sicher. Vermutlich fühlten sie sich in dem benachbarten Altdorf nicht mehr geschützt und wählten als Wohnort der Familie und wohl von Anfang an auch als Mittelpunkt ihrer Güterverwaltung die isolierte Berghöhe, die den nicht voll erklärbaren Namen Ravensburg erhielt. Wenn ein so altes und schon mit den Karolingern versipptes Geschlecht, von jeher eines der vornehmsten im alten Kaiserreich, eine Burg baute, wurden eine Menge Menschen ganz von selbst in deren Umkreis gezogen. Den vermutlich meist leibeigenen Handwerkern, die der Bau beschäftigte, folgten sofort Händler und Kaufleute nach, d. h. der Markt, wenn er nicht zuvor in Altdorf-Weingarten schon bestand, ist vielleicht so alt wie die allmählich emporwachsenden Burgbauten selbst. Er diente erst in zweiter Linie den Bedürfnissen der kleinen Leute in Burgnähe, vor allem aber der Deckung der Erfordernisse des fürstlichen Hofhalts der Burgherrn. Der war schon im 11. Jahrhundert nicht leicht zu befriedigen, da die Welfen Herzöge – kurze Zeit von Kärnten und dann in mehreren Generationen von Bayern – waren und daher viele Leute aller Klassen in ihren Diensten hatten.

Dieser Markt der Siedlung Ravensburg, die mit der

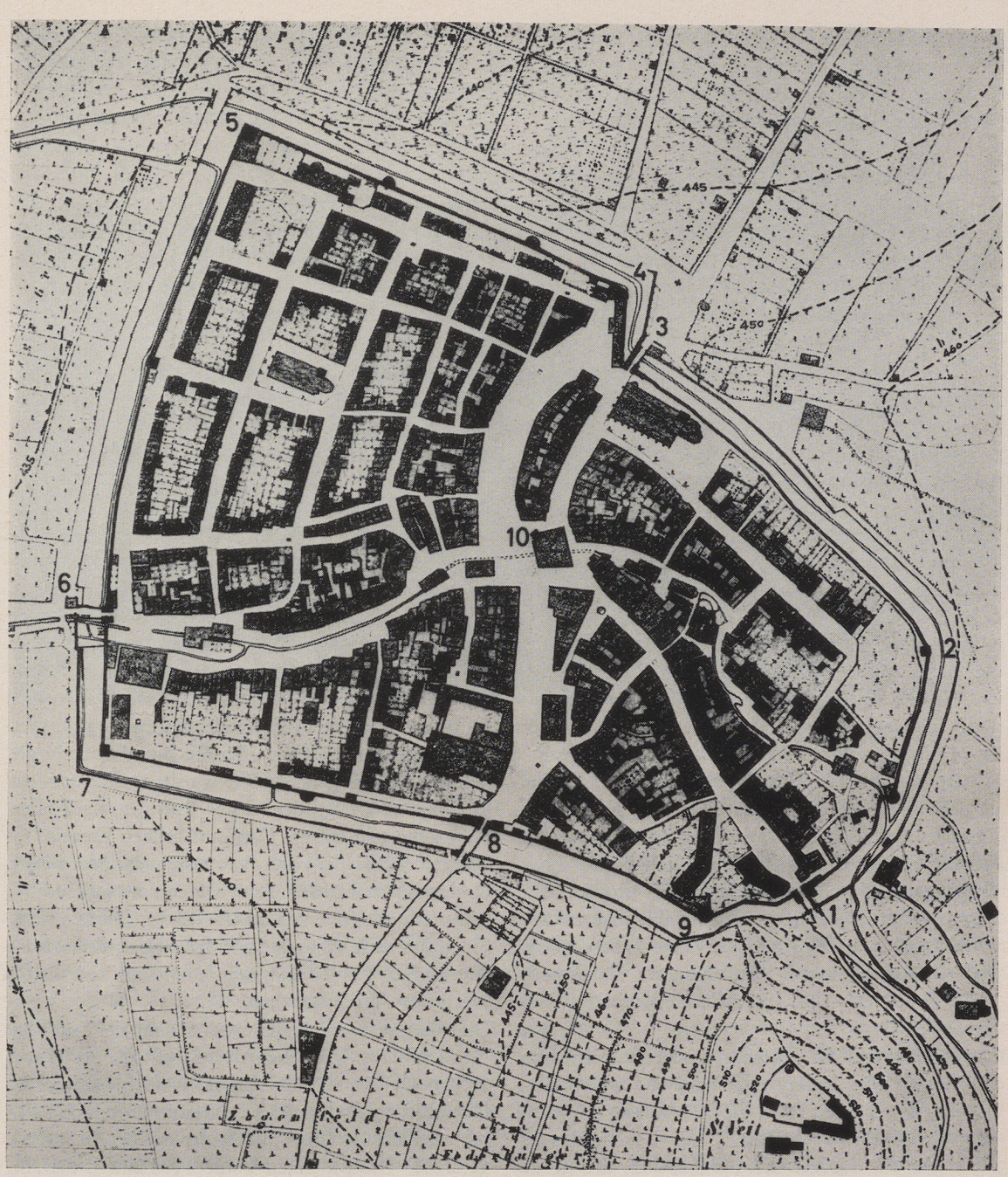
Burg eine wirtschaftliche Einheit bildete, lag unmittelbar am Steilhang des Veitsberges, dort, wo zu beiden Seiten des aus dem Talgrund aufsteigenden Burgwegs noch genügend Raum für den Marktverkehr gegeben war. Dieser älteste Marktplatz des neuentstandenen Suburbiums ist im obersten Teil der heutigen Marktstraße als ovale Straßenausbuchtung deutlich erkennbar. Wie diese Marktsiedlung um 1100 aussah, ist ganz unbekannt. Sie hatte um diese Zeit schon ein bescheidenes Kirchlein, die jetzt verschwundene Kapelle St. Michael. Mehr weiß man jedoch nicht von ihr. Sie reichte kaum weit über den unmittelbaren Marktrayon hinaus und könnte schon in einfachster Weise befestigt gewesen sein, etwa durch Verstärkung der Rückwände der Häuser um den Marktplatz oder an anderen Stellen durch pallisadenbesetzte Wälle und einzelne Mauerzüge.

Wann aus dieser Marktsiedlung eine wirkliche Stadt mit allen dazu notwendigen Rechten und einer organisierten Bürgerschaft wurde, meldet keine historische Quelle. Mit einiger Sicherheit wird man sagen können, daß Ravensburg spätestens seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Stadt im Rechtssinn war. Die Welfenburg über ihr war seit den Herzögen Welf V. und Heinrich dem Schwarzen Hauptsitz und Verwaltungsmittelpunkt des Geschlechts geworden, und diese jüngeren Welfen bezeichneten sich im Gegensatz zu ihrem Vater Welf IV., der nach dem Zeugnis Ottos von Freising sich der Zeitsitte gemäß von Altdorf nannte, als Herzöge von Ravensburg, ein Titel, den vor allem Heinrichs Sohn, Welf VI., häufig führte. Sicher hatten diese Welfen keine Schwierigkeiten, wenn sie aus ihrem Suburbium Ravensburg eine Stadt machten. Zum mindesten konnte Welf VI. von seinem Neffen, Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der sich ihm gegenüber sowieso verpflichtet fühlte, keinen Widerstand erwarten. Mit dem Tode Welfs VI. (1191), der um 1179 das süddeutsche Welfenerbe, sicher gegen den Willen seines anderen Neffen, Herzog Heinrich des Löwen, auf sein Ableben hin den Staufern vermachte oder verkaufte, wurde Ravensburg ein Bestandteil des staufischen Hausguts, und zwar keineswegs ein unwichtiger, denn Friedrich II. richtete die Haus- und Reichsgutverwaltung in Schwaben auf der Ravensburg ein, auf der sein Enkel Konradin, wie schon dessen Testament bezeugt, öfters weilte.

Unterdessen hatte sich die zur Stadt gewordene Marktsiedlung talwärts entlang dem Burgweg und der am Rand der versumpften Schussenniederung entlangziehenden und immer noch richtunggebenden Römerstraße ausgedehnt. In diesem Raum unterhalb des alten Marktplatzes wurde der Stadtausbau durch ein Wegedreieck bestimmt. Zu dem Burgweg ging von der Römerstraße ein von Süden kommender Abkürzungs- und Verbindungsweg aus, der unterhalb des Marktes einmündete und heute ungefähr durch die Eichelstraße (früher Obstgasse) bestimmt wird. An der nach Altdorf führenden Römerstraße wurde ein zweites Gotteshaus, die spätere Liebfrauenkirche, errichtet. Das Gelände in ihrer Umgebung bis zu dem im Grund nördlich des Burgwegs fließenden Stadtbach (Flattbach), war vermutlich damals bereits mit Häusern bedeckt und griff westwärts zwischen dem Bach und dem neuen Kirchenbau über die Römerstraße hinüber. Die Stadt der späten Stauferzeit bildete schließlich ein unregelmäßiges Oval mit der einen Spitze gegen den Berghang, mit der anderen im Talrand fußend, wo eine Ost-West-Verbindungsstraße zu einer Schussenfurt und der jüngeren Mühlbrugg führte.

Diese Stauferstadt war wohl in ihrer ganzen Ausdehnung befestigt und besaß vier Tore, ein Obertor östlich des ersten Marktplatzes am Beginn des eigentlichen Burgaufstiegs, das Kästlinstor (nach einer Ravensburger Familie benannt) am Abkürzungsweg von Süden, das Niedere Tor südlich des Austritts des Bachs aus der Stadt beim Rathaus an der Ost-Weststraße und das Frauentor an der Römerstraße bei der Kapelle und nachherigen Kirche U.L.Fr. Frauentor, Niederes Tor und Kästlinstor waren um 1250 durch die Westmauer der Stadt verbunden. Wie die Befestigungen zwischen dem Frauentor im Norden und dem Kästlinstor im Süden zum Obertor verliefen, ist nicht feststellbar. Vielleicht waren sie nur durch Wall und Graben mit Pallisaden gesichert, denn noch im 14. Jahrhundert werden Pallisadenmacher unter den Bürgern der Stadt erwähnt. Da aber Ravensburg einen Stadtetter hatte, können die gefertigten Pallisaden für ihn bestimmt gewesen sein. Noch am Ende des 30jährigen Kriegs benötigte man freilich Pallisaden, die in den wasserleeren Gräben eingelassen wurden, um eine feindliche Annäherung an die Stadtmauern unmöglich zu machen. Die Frage, ob es außer den 4 Toren Mauertürme oder sonstige Ausbauten in der Befestigung des 13. Jahrhunderts gab, läßt sich nicht entscheiden. Auch von den architektonischen Formen der Tore ist nichts bekannt.

Die verhältnismäßig enge Umgrenzung der Stauferstadt mit ihrer Grundfläche von höchstens 12 ha zwang einen beträchtlichen Teil der nach dem Interregnum zugewanderten Kleinbürger, außerhalb des bergenden Mauer- und Fortifikationsrings Wohnung zu nehmen. Diese Leute, meist Handwerker, bevor-



Lageplan der Stadt Ravensburg nach der ersten Württembergischen Landesaufnahme von 1825.

1. Obertor – 2. Schellenberger-Turm – 3. Frauentor – 4. Grüner Turm – 5. Gemalter Turm – 6. Untertor – 7. Spitalturm – 8. Kästlins-Tor – 9. Mehlsack – 10. Blaserturm

zugten für ihre Häuser den trockenen Grund der Bachaufschüttungen jenseits des Westgrabens und zu beiden Seiten des Baches selbst. Da seit der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts Juden als Stadtbürger nachweisbar sind, entstand am Nordrand dieser Handwerkerstadt wahrscheinlich ein Ghetto (heute Grüner-Turm-Straße, die aber noch in unserem Jahrhundert Judenstraße hieß). Diese unregelmäßig angelegte Vorstadt mit ihren engen Gassen ist noch gut erkennbar. Unter dem Druck der Handwerkerzünfte bequemte sich das herrschende Patriziat – aus ehemals welfisch-staufischen Dienstleuten und wohlhabenden Kaufleuten hervorgegangen – dazu, um 1340 mit der Ummauerung der Vorstadt und dem Bau eines durchlaufenden Mauerrings zu beginnen. Dabei kam es zu einer großzügigen Stadterweiterung, die den einspringenden Winkel, der heute durch die Adler- und die Obere breite Straße gebildet wird, gegen Nordwesten nach außen verlegte und anfänglich wenig besiedeltes Gelände umschloß. So wurde der Stauferstadt eine Neu- oder Unterstadt mit größerer Grundfläche (18 ha) im Talgrund angefügt. Allmählich beseitigte man die Westmauer der Oberstadt, die aber in ihrem Verlauf noch in den Erdgeschossen und Kellern der angebauten oder über ihre Fundamente hinweggreifenden Häusern zum großen Teil nachweisbar ist. Ihren Abschluß erreichte die Stadterweiterung des 14. Jahrhunderts um 1365. Zu ihr gehören die noch vorhandenen hohen Türme der Ravensburger Altstadt, wobei freilich immer mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß von ihren Vorgängern noch Reste im Baukörper stecken. Ein Stadtplan auf Grund der 1. Württembergischen Landesaufnahme um 1825 hebt sie deutlich hervor. Sie sind mit Ausnahme des Kästlinstors im Süden noch vorhanden, wenn auch in etwas abgeänderten Bauformen.

Der markanteste der Türme, die alle eine Höhe von annähernd 50 m besitzen oder wenigstens besaßen, ist ohne Zweifel der Turm bei St. Michael, ein mächtiger Rundturm auf halbem Hang des Veitsberges (Veit war der Heilige der Burgkapelle), der genau die Höhe des Burgplateaus erreicht. Dies ist kaum ein Zufall. Die Stadt wurde seit den ersten Jahren der Regierung Rudolfs von Habsburg von dem König als Reichsstadt beansprucht (wie alle übrigen Städte des staufischen Hausguts), die Burg jedoch von Rudolf zum Sitz des Landvogts in Oberschwaben bestimmt. Sie war also für die Stadt territoriales Ausland. Für die Reichsstädter blieb es immerhin wichtig zu wissen, was auf diesem fremden Gebiet vorging, und zu einem solchen Einblick war der Turm recht geeignet. Wie alle Türme war er bemalt, und zwar vorwiegend weiß. Aus dieser Tatsache machte der Volksmund des 16. Jahrhunderts einen „Mehlsack". Am höchsten Punkt des alten Markts, der zugunsten der Plätze in der Stadtmitte ständig an Bedeutung verlor, dafür aber zur Wohngegend des Patriziats wurde, steht das Obertor. Es ist keineswegs der älteste Bau an dieser Stelle, wie schon die Tatsache beweist, daß die Stadtmauer in den Turm hineinläuft, also überbaut wurde. Wahrscheinlich wurde der heutige Bau im 15. Jahrhundert in Angriff genommen.

Jenseits des Bachgrunds erhebt sich am Beginn des gegenüberliegenden Berghangs (Gelände der Kiesgrube) der Torso des Schellenberger Turms. Er verlor im 17. oder 18. Jahrhundert einen Aufbau mit 2 Geschossen samt Helmdach und seine wie bei dem Obertor dünnwandige Seite nach dem Stadtinnern zu. Einen Wiederaufbau der fehlenden Teile hielt man in dieser Zeit nicht mehr für nötig. Im Volksmund heißt die Halbruine ‚Katzenlieselesturm', weil in den erhaltenen unteren Stockwerken eine Frau mit einer Menge Katzen gehaust hat. Das Nordtor, heute wie in der Vergangenheit ‚Frauentor' genannt, hatte vielleicht einen Vorgänger und gehörte zur Stadterweiterung des 14. Jahrhunderts. Bei ihm machte die hier in verbautem Zustand erhaltene Stadtmauer einen Knick nach Norden, der die Judenstraße in die Befestigung einbezog. An ihr wurde als Eckturm ein Rundbau eingefügt, der Grüne Turm, mit stilvollen Ausbauten und steilem Dach aus grünen Ziegeln. Er gehörte schon zu den Verteidigungsanlagen der Unterstadt und entstand mit seinen bewegteren Formen vermutlich in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein glasierter Ziegel mit Judenfratze befindet sich im Bayerischen Nationalmuseum München; er dürfte von diesem Turm stammen.

Die Nordwestecke der Altstadt nimmt der wuchtige Gemalte Turm ein, dem der Schellenberger Turm äußerlich glich. Bei ihm bestanden die auskragenden Obergeschosse aus soliderem Material und sind daher erhalten. Im Oberteil befindet sich ein im Viereck geführter Gang, der das hohle Turminnere umfaßt. Die Stadtbefestigung wandte sich von ihm nach Süden zum West- und Untertor, das vielleicht einen älteren Vorläufer hatte. Die Südwestecke bezeichnet der Turm beim Hl. Geistspital, heute Spital- oder prosaischer Sauturm genannt. Die letztere Namensgebung geht vielleicht auf Schweineställe in seiner Nähe zurück (?). An der Südmauer vermittelte das Kästlinstor, das im 14. Jahrhundert Brudertor hieß und mit dem weiter nach Nordosten (beim jetzigen Kornhaus) gelegenen Kästlinstor der älteren Zeit ver-

Ravensburg. Gesamtansicht

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

mutlich nicht zusammenfiel, den Südverkehr der Stadt zum Bodensee. Es wurde um 1840 als einziger Turm der mittelalterlichen Altstadt abgebrochen. Der württ. Staat setzte seine Beseitigung gegen den Willen des Stadtrates durch, weil die Durchfahrt durch Ravensburg im Zug der Verbindungsstraße Stuttgart–Friedrichshafen verbessert werden sollte. Die dabei gewonnenen Steine wurden zum Teil beim Bau des architektonisch wenig glücklichen Turms der evangelischen Kirche verwendet. Mit Ausnahme des Mehlsacks und des Grünen Turms zeigen die Türme des 14. Jahrhunderts eine quadratische Grundfläche.

Vor und nach dem Bauernkrieg von 1525, in dem die militärische Lage für Ravensburg in der Nacht des Weingartner Vertrags kritisch wurde, weil im Falle des Scheiterns der Verhandlungen zwischen den Seebauern und dem Truchsessen Georg v. Waldburg als Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes die Stadt als Deckung für das Bundesheer gedient hätte, trug man in Ravensburg den Erfordernissen der weiterentwickelten Artillerie Rechnung und erhöhte die Mauertürme des 14. Jahrhunderts um etwa ein Drittel. Über die älteren Formen kann man den Federzeichnungen in der Bauernkriegschronik des Abtes Jakob Murer von Weißenau (entstanden um 1530, jetzt im Besitz des Fürsten Waldburg-Zeil) einige Einzelheiten entnehmen. Sie zeigen die ältesten Bilder der Stadt Ravensburg, allerdings nur in Ausschnitten und sichtlich stark schematisch entworfen. Diesen Zeichnungen zufolge schlossen die meisten Türme und Tore mit Zeltdächern in einem Zinnenkranz ab. Alle waren bemalt, besonders mit Wappenschildern, deren Überbleibsel z. T. noch heute sichtbar sind (z. B. am Gemalten Turm, den ein farbiges Rautenmuster schmückte). Ein Zeltdach auf niedriger Holzsäule deckte noch um 1900 den Mehlsack, sonst entspricht heute der Turm durchaus der Zeichnung bei Murer. Ein Satteldach zwischen Staffelgiebeln besaß das Kästlinstor und vielleicht auch das Obertor.

Zwischen die ziemlich weit auseinanderliegenden hohen Mauertürme und Tore setzte man etwa zur Zeit ihrer Aufstockung im Süden, Osten und Norden der Stadt Grabenstreichen in Form von halb- oder dreiviertelrunden sogenannten Rondellen, die den

Das Untertor in Ravensburg
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

ehemaligen Wehrgang etliche fünf oder mehr Meter überragten. Sie weisen noch heute die breiten Geschützöffnungen auf, die sich nach innen verjüngen. Letztere kommen auch bei hohen Mauertürmen vor, ebenso Schlüsselscharten. Das größte dieser Rondelle steht noch in der Südmauer über dem Hirschgraben. Den Eintritt des Flattbachs in die Stadt von Osten her schützte das Dreiviertelrondell am Gänsbühl. Eine an der Abbruchstelle noch erkennbare Grabenstreiche wurde dem Obertor im Mauerverbund angefügt. Im übrigen hatten alle 4 Tore niedere Vorwerke mit Satteldächern zwischen Staffeln zum Schutz der Zugbrücken, deren Rollen an einigen Stellen noch zu sehen sind. Von Fallgattern sind keine Reste geblieben. Dagegen sind die Pechnasen über den Toröffnungen erhalten. Der Innenraum aller Türme hatte keine festeren Stockwerkeinteilungen, sondern nur Holzeinbauten, die an einigen Stellen heute allerdings durch den Einzug soliderer Querdecken ersetzt sind.

Auch die Turmänderungen des 16. Jahrhunderts erfuhren nachträgliche Abwandlungen. Wie sie vor dem Dreißigjährigen Krieg aussahen, geht aus dem Stich des Goldschmieds Konrad Böckh (1616) und vor allem aus der Radierung des Malers David Mieser hervor, der sich wahrscheinlich der Mitarbeit des Ravensburger Kartographen Johann Morell erfreute (1630). Das Frauentor hat in diesen Darstellungen sein Vier-Giebel-Dach; auf dem Spitalturm saß ein spitzer Helm zwischen vier Staffelgiebeln, die im heutigen Mauerwerk hervortreten, doch wurde das Spitzdach erniedrigt und die Lücken zwischen den Staffeln ausgefüllt. Ein flacher Ausbau saß etwa halbwegs zwischen Gemaltem Turm und Untertor; an sein Satteldach waren zwei Querdächlein über vorkragenden Geschossen angesetzt – beseitigt durch die Verlängerung der jetzigen Eisenbahnstraße. Zwischen diesem Bauwerk und dem Gemalten Turm lag am Ende der heutigen Charlottenstraße ein allerdings nur wenig befestigtes Tor (oder größerer Mauerdurchbruch), das die in der Nähe wohnenden reichen Patrizier Mötteli für ihre Zwecke durchgesetzt hatten und das darum Mötteli-Tor hieß. Auf dem Böckhschen Stich ist es in vermauertem Zustand noch sichtbar, ebenso die Ansätze der bereits entfernten Zugbrücke. In der Mieserschen Radierung deckt ein steiles Miniaturtürmchen einen der Bacheintritte in die Stadt zwischen Obertor und Rondell am Gänsbühl. Das am Mehlsack klebende kleine Türmchen war der im letzten Jahrhundert beseitigte Glockenturm der Kapelle St. Michael.

Zu den Wehreinrichtungen der Stadt zählte schließlich auch der Blaserturm etwa in Stadtmitte und im Zuge der Westmauer der Stauferstadt. Er kann einen älteren Vorgänger aus dieser Zeit gehabt haben, der den Bachaustritt beschirmte. Bei Murer zeigt der Turm eine von der heutigen abweichende Form. Auch er scheint ein niederes Zeltdach zwischen vier kleinen Ecktürmen gehabt zu haben. Im Laufe des 16. Jahrhunderts verlor er seinen ursprünglichen Namen Spitalturm (nach dem vor 1500 beseitigten Altstadtspital zu seinen Füßen an der Stelle des jetzigen Waaghauses) und erhielt seine heutige Bezeichnung. Auf ihm saßen die Wächter und Bläser, die bei Feuersbrunst und sonstiger Gefahr die Bürgerschaft

alarmierten. Zur Ergänzung der akustischen Warnmittel steckte man seit der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts am Mehlsack, Blaserturm und Kirchturm zu St. Jodok bei Feuer rote, bei Kriegsgefahr weiße Fähnchen aus. 1552 stürzte der Wachtturm ein, wurde aber sofort durch einen Neubau ersetzt, der im Stil der Zeit nun einen achteckigen Aufbau von mehreren Stockwerken erhielt; die erst in unserem Jahrhundert erneuerten Ecktürmchen waren früher durch schmiedeeiserne Gitter verbunden.

Als man die Ummauerung der Unterstadt begann, wurde der Westgraben der Stauferstadt eingeebnet, aber absichtlich nicht überbaut. So verringerte man die Brandgefahr, da das Feuer kaum von einem Stadtteil zum anderen über diese Lücke hinweg übergreifen konnte, und gewann gleichzeitig eine ganze Reihe von neuen Marktplätzen (jetzt Marienplatz). Der Stadtgraben des Spätmittelalters und der Neuzeit lief entlang des ganzen Mauerrings, war aber zum größten Teil trocken. Einige dünne Rinnsale sind zwar auf den Abbildungen zu erkennen, aber sie bestanden vermutlich nur aus Abwasser der sogenannten Bachöffnungen und vereinigten sich mit deren Hauptsammler im Westgraben zwischen Gemaltem Turm und Untertor, neben dem ein nicht mehr vorhandenes Mauerviereck den Austritt des Flattbachs aus der Unterstadt schützte. Der Inhalt dieses wassergefüllten Grabenstücks war ohne Zweifel recht trüb und schmutzig. Die Ein- und Ausläufe des Bachs und der durch die Gassen geleiteten Bachöffnungen waren stark vergittert, da sie schwache Punkte der Verteidigung bildeten. In den leeren Grabenstücken wurden mindestens seit dem 15. Jahrhundert Edelhirsche gehalten. Ein Teil des Grabensystems zwischen Spital und dem heute abgebrochenen Kästlinstor blieb als Hirschgraben offen, und jetzt lebt zur Erhaltung der Tradition ein Rudel Damhirsche in seiner Tiefe. Hier sind auch die Futtermauern der äußeren Grabenwand noch erhalten.

An den Enden mehrerer Gassen, die nicht auf ein Tor zuliefen, öffneten sich in der Stadtmauer schmale Durchlässe, die leicht verrammelt werden konnten. Sie ersparten also den anwohnenden Bürgern beim Verlassen der Stadt den Umweg durch die Tore. Wie man von ihnen über den Graben hinüberkam, läßt sich nicht erkennen. Im 19. Jahrhundert gingen von ihnen hölzerne Stege aus. Heute ist keiner dieser Durchlässe mehr vorhanden, denn von dem Mauerring der Altstadt sind nur noch Trümmerreste übrig. Auf langen Strecken wurden die Mauern ganz abgetragen, an anderen Stellen stehen höhere Abschnitte; in ihnen stecken die vorkragenden schweren Blöcke,

Der Grüne Turm in Ravensburg
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

auf denen die Randbalken der auf der Stadt zugewandten Seite nur aus Holzkonstruktionen bestehenden und heute restlos verschwundenen Wehrgänge auflagen. Von den aufgemauerten Außenseiten und den darüber gelegten Ziegeldächern ist sowieso nichts mehr erhalten. Daher macht die Stadtbefestigung bei näherer Betrachtung keinen zusammenhängenden Eindruck, und die Türme stehen isoliert, weil die anschließenden Mauerzüge fehlen. An den Punkten, an denen die Wehrgänge auf die Türme trafen, geben die erhaltenen kleinen Türen zum Turminnern die stattliche Höhe des ehemaligen Mauerrings an.

Eine richtige Einschätzung des militärischen Werts der Ravensburger Befestigungswerke ist nicht ganz leicht. Bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts dürften sie ein brauchbares Mittel der Verteidigung gewesen sein, vielleicht auch noch bis etwa 1550, denn die Bürgerschaft hat sich um ihre Verstärkung bemüht. Die rasche Zunahme der Heeresstärken und die

fortschreitende Entwicklung der Feuerwaffen entwerteten sie seit dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs völlig. An eine ernsthafte Verteidigung konnte die Stadt angesichts der neuen Kriegsmittel nicht mehr denken. Nach dem Westfälischen Frieden überlegte man eine Erneuerung der Verteidigungsanlagen, aber die Bürgerschaft war verarmt, und so begnügte man sich mit notdürftigen Reparaturen. Im ausgehenden Mittelalter wurde Ravensburg vielleicht 1389 am Ende des großen Städtekriegs kurz belagert; zu einem Sturm auf die Stadt kam es wohl nicht. Während des Spanischen Erbfolgekriegs trat die Bedeutungslosigkeit der Stadtbefestigung klar zutage. Eine französische Truppeneinheit des Marquis de Chamarande besetzte 1703 durch Handstreich das Untertor und bekam so die Stadt in ihre Gewalt. Kurz darauf drang der sächsisch-polnische Generalquartiermeister Westromirsky ohne Schwierigkeiten durch den Mauerring, als ihm der Eintritt durch die Tore verwehrt wurde. Die Möglichkeit, sich selbst zu verteidigen, gab es für die Stadt nicht mehr.

Die Gründe, die zum Abbruch der Ringmauern führten, sind daher leicht zu erkennen. In einem bruchsteinlosen Moränenland war man auf Findlinge und Kiesel als Baumaterial angewiesen, denn die Anfuhr von behauenen Steinblöcken war weit und daher teuer. Für die Kanten der Mauertürme beschaffte man sich Quader, die versetzt in die Mauern eingepaßt wurden. Vielfach kamen sie aus den Rorschacher Sandsteinbrüchen, da der Wasserweg über den Bodensee offenbar billiger war als weite Landtransporte. In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts benützte man die romantische, aber praktisch bedeutungslos gewordene Stadtmauer als billiges Baumaterial und verwendete die Steine nach dem Abbruch zu allerlei Bauten und Straßenpflasterungen, um so mehr als die Meinung offenbar verbreitet war, das Stadtbild gewinne durch diese nach heutiger Vorstellung zweifelhafte Methode der Modernisierung. In diesem Zusammenhang darf man wohl hinzusetzen, daß Städte mit lebhaftem Handelsverkehr, regem Warenaustausch und zahlungsfähigem bäuerlichen Hinterland sehr viel mehr zur Zerstörung der gesamten alten Architektur neigten als abgelegene Kleinstädte, in denen der Händlergeist der Bürger weniger triumphierte und nicht alle Hindernisse spielend überwand. Jedenfalls erfordert es auch in dem Ravensburg unserer Zeit viel Mühe und Geld, die Altstadt einigermaßen zu erhalten, da die zerstörenden Kräfte keineswegs erloschen sind und der Eigennutz nach wie vor am Werk ist.

Literatur: K. O. Müller, Die oberschwäbischen Reichsstädte, Stuttgart 1912. – E. Keyser, Württembergisches Städtebuch, Stuttgart 1962. – A. Dreher, Ravensburg, Historischer Führer, Ravensburg 1958 [2]. – Archivalien des Stadtarchivs Ravensburg.

Mein Geburtsort

Eine Wiese voll Blumen, warm zitternde Luft –
Ein Tannwald voll Harz- und voll Erdbeerduft –
Eine Dorfgasse und ein plätschernder Bronnen,
Ein Pfarrhof, von Licht und von Grün umsponnen –
Eine Stube mit geschlossenem Laden,
Durch ein Astloch herein ein leuchtender Faden
Von Sonnenstaub – ein schläfriges Kind
Auf der Mutter Schoß, an der atmenden Brust –
Draußen lustiger Sommerwind –
Alles andre im Gedächtnis verloren –
Nur noch ein Zweiglein mit Kirschenblust:
Das weiß ich vom Ort, wo ich bin geboren.

Carl Weitbrecht

Zur künstlerischen Kultur der Reichsstadt Ravensburg

Von Albert Walzer

Anläßlich der unmittelbar bevorstehenden Haupttagung des Schwäbischen Heimatbundes in Ravensburg möchte der Verfasser auf ein paar besonders markante Beispiele für die künstlerische Kultur der alten oberschwäbischen Reichsstadt hinweisen.

Zunächst einmal auf die Glasbilder im Chor der Liebfrauenkirche. Die Fenster an den beiden Chorschrägen und das Hauptfenster dazwischen sind bedeutende Werke der Glasmalerei aus der Zeit des sogenannten „weichen" Stils. Das Hauptfenster trägt in einem allerdings nicht mehr originalen Feld die Jahreszahl 1415.

Dieses datierte Mittelfenster und das an der Südostseite gehören zweifellos enger zusammen. Das Hauptfenster (Abb. 1 und 2) zeigt Bilder aus der Geschichte der Geburt und der Jugendzeit Mariens, dazu noch ein paar Szenen aus der Erzählung von der Menschwerdung Christi. Das rechte Fenster (Abb. 3) bringt dann noch weitere Bilder aus der Kindheit Jesu[1]. Man hat Maria, die Patronin der Kirche, damit möglichst nachdrücklich als Mutter Gottes betonen wollen. Zu dieser inhaltlichen Verbindung kommt eine auffallend ähnliche Gliederung der beiden Fenster. Was in ihren senkrechten Feldern nebeneinander dargestellt ist, wird von einer über die ganze Fensterbreite ausgedehnten architektonischen Bekrönung zusammengefaßt. Das wiederholt sich sechsmal übereinander. Die mit der Fensterform gegebene beherrschende Wirkung der Vertikalen wird dadurch spürbar abgestoppt. Das ist das Neue an den Fenstern. Und dieser Zusammenfassung in der Horizontalen entsprechend werden die Szenen jeweils auch der Fensterbreite nach von links nach rechts abgelesen und dann die Zeilen darüber. Das Hauptfenster hat drei senkrechte Glasfenster und damit im allgemeinen drei Szenen in jeder Zeile. Gelegentlich ist aber auch eine Szene über zwei anschließende Fenster ausgedehnt. Dann ist nur noch eine zweite dazugenommen oder vorausgestellt. Das rechte Seitenfenster hat zwei senkrechte Glasfenster, deren sechs architektonisch zusammengefaßte Querschichten nur einmal mit zwei statt mit einer Szene gefüllt sind.

Das dritte Fenster (Abb. 4), das an der Nordseite, zeigt an Stelle von Szenen, die quer über die Fensterbreite weg von einem Baldachin zusammengefaßt sind, immer nur zwei Standfiguren in einem achtpaßförmigen Rahmen und das wieder sechsmal in der Senkrechten übereinander. Aber auch diese achtpaßförmigen Rahmen füllen die ganze Fensterbreite, während vorher meist zwei kleinere nebeneinander eingesetzt wurden. Die beiden Standfiguren in den Rahmen sind Apostel mit waagrechten Schriftleisten, die den Satz des Glaubensbekenntnisses, den der Dargestellte formuliert haben soll, enthalten. In den Zwikkeln zwischen den Rahmen sind Propheten und andere Gestalten des Alten Testaments mit Querbändern, deren Text die Glaubenssätze der Apostel schon im Alten Testament ahnen ließen. Inhaltlich soll das Apostelfenster also noch das Gleiche andeuten, was in der romanischen Kunst oft genug dadurch zum Ausdruck gebracht worden ist, daß man die Apostel auf den Schultern der Propheten stehen ließ. Das bekannteste Beispiel dafür sind die Doppelfiguren am Gewände vom Fürstentor des Bamberger Domes.

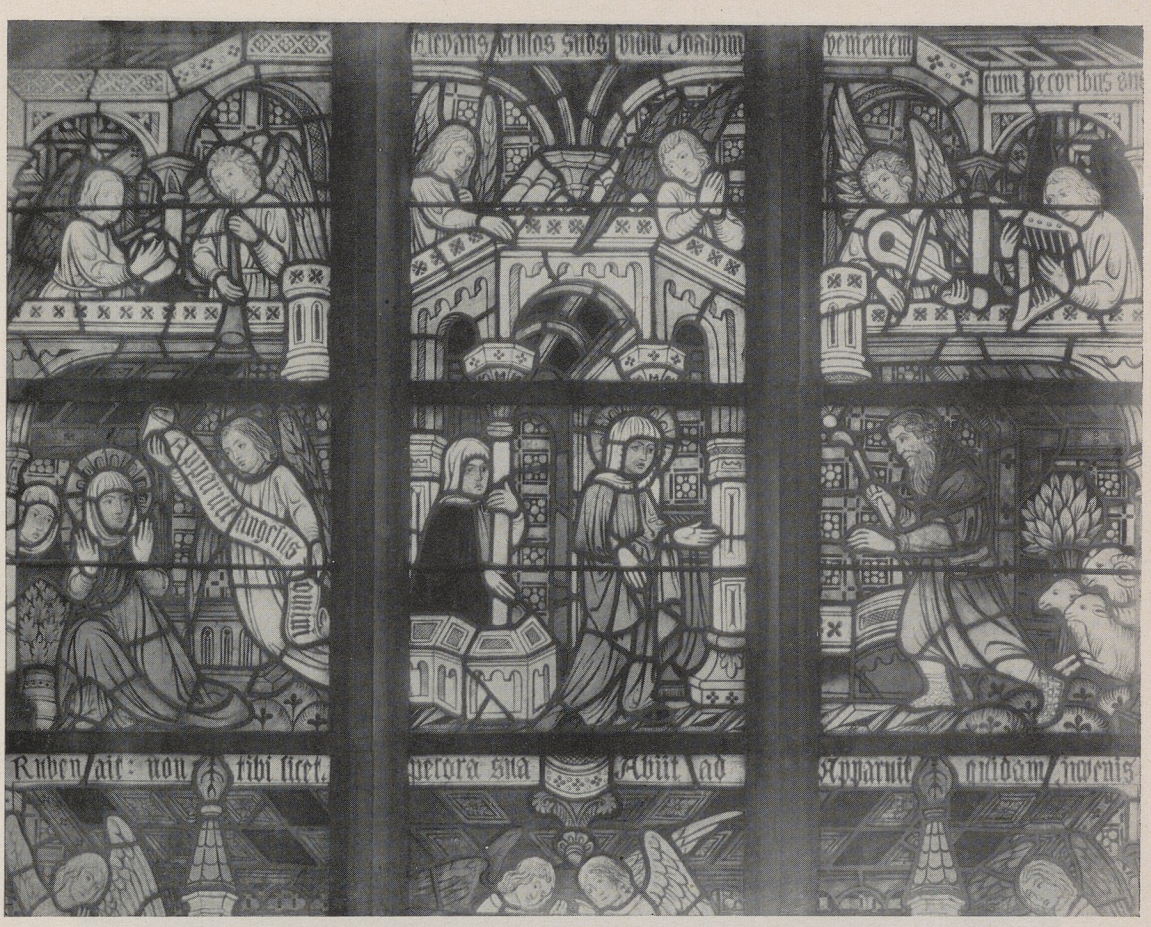
Vergleicht man das Apostelfenster mit den beiden anderen, so fällt auf, daß beim mittleren Fenster und bei dem rechts davon durch den architektonisch gestalteten Baldachin eine gewisse Tiefe ins Bild gebracht ist. Die quadratischen Ornamentfelder mit ihren Tupfenfüllungen wirken dort wie Tapeten, mit denen die Rückwand gegliedert ist. Ähnlich kleinteilig gerahmte, geometrische Muster stellen Bodenflächen und Dächer dar. Im Apostelfenster ist zwar der Grund der achtpaßförmigen Rahmen farbig gegen den übrigen Fenstergrund abgesetzt, aber damit ist keine vertiefte Kastenform angedeutet.

Dazu kommen Unterschiede im Figurenstil. Das Merkwürdige ist: Beim Apostelfenster, das mit seinen tiefelosen Achtpaßformen auffallend altertümlich wirkt, entsprechen die meisten Figuren genau dem „weichen" Stil, wie wir ihn vom Altärchen aus Dornstadt im Württembergischen Landesmuseum, von den Figuren über dem Westportal des Ulmer Münsters und noch von vielen anderen Beispielen der Malerei und Plastik der zwanziger bis vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts her kennen. Typisch wie beim Johannes (Abb. 4) die ausgreifende Geste des rechten Armes von der ruhig schwingenden weiten Konturlinie des Mantelsaums begleitet wird, wie auf der anderen Seite die Stoffmassen von der Hand herabfallen und der zierlichen Figur seitwärts Fülle geben

1. Zurückweisung von Joachims Opfer / Hirten trösten Joachim / der Engel fordert Joachim auf zurückzukehren. Mittleres Chorfenster, Liebfrauenkirche Ravensburg, 1415. Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

und schließlich wie sich dem Boden zu Mantel und Gewand in sanften Bogenlinien zu einer Basis ausbreiten, von der aus die Gestalt feingliedrig und beschwingt aufsteigt. Von den anderen Figuren des Apostelfensters sind, wie gesagt, die meisten ähnlich, aber nicht alle. Der dem Johannes zugesellte Jacobus minor ist völlig anderer Art, viel massiver, ohne ausgreifende Gesten. Mit dem Gewand ist bei ihm keine feingliedrige, zarte Beweglichkeit zu betonen versucht, es läßt ihn nur noch massiger erscheinen. Der Kopf ist entsprechend derb, bäuerlich. Der Prophet im Zwickel unter der Johannesfigur ist ähnlich gedrungen und füllig.

Die Figuren vom Hauptfenster scheinen eher mit diesem Jacobus minor als mit dem Johannes verwandt zu sein. Jedenfalls sind sie genauso untersetzt und stämmig. Ihre Gewänder geben ihnen etwas Schwerfälliges, stilisieren sie nicht auf sanft-beschwingt wie es an der Mehrzahl der Figuren vom Apostelfenster auffällt. Der Priester Ruben, der Joachims Opfer zurückweist (Abb. 1), ist dafür besonders bezeichnend. Joachim selber erscheint jeweils in einem etwas mehr als knielangen Rock mit strumpfartigen Beinlingen und buntgemusterten Stoffschuhen. Man legte also Wert darauf, die Gestalten möglichst realistisch darzustellen, sie nicht in einer künstlerisch eigenwilligen Art zu stilisieren. Im zweiten Fenster mit den Architekturbaldachinen (Abb. 3) zeigt sich der realistische Grundton dieser Kunst fast noch deutlicher. Die Kruselerhauben der Frauen mögen zwar nicht mehr die modernsten sein, sind aber mit Liebe zur Schau gebracht. Andererseits läßt die lang ausgezogene Kurve des hermelinbesetzten Mantelumschlags der Ägypterkönigin, die mit dem König zusammen vor den stürzenden Götzen kniet, bereits auch etwas von der Freude an ruhig schwingenden Linien verspüren, die beim Apostelfenster bei vielen Figuren zu beobachten ist. Dabei wirken die Gestalten schlanker, nicht so untersetzt, wie die vom Hauptfenster. Die nächste Entwicklungsstufe zeigen die Frauen auf den beiden Fenstern der Pfarrkirche in Eriskirch. Die Reihe: Ravensburger Hauptfenster,

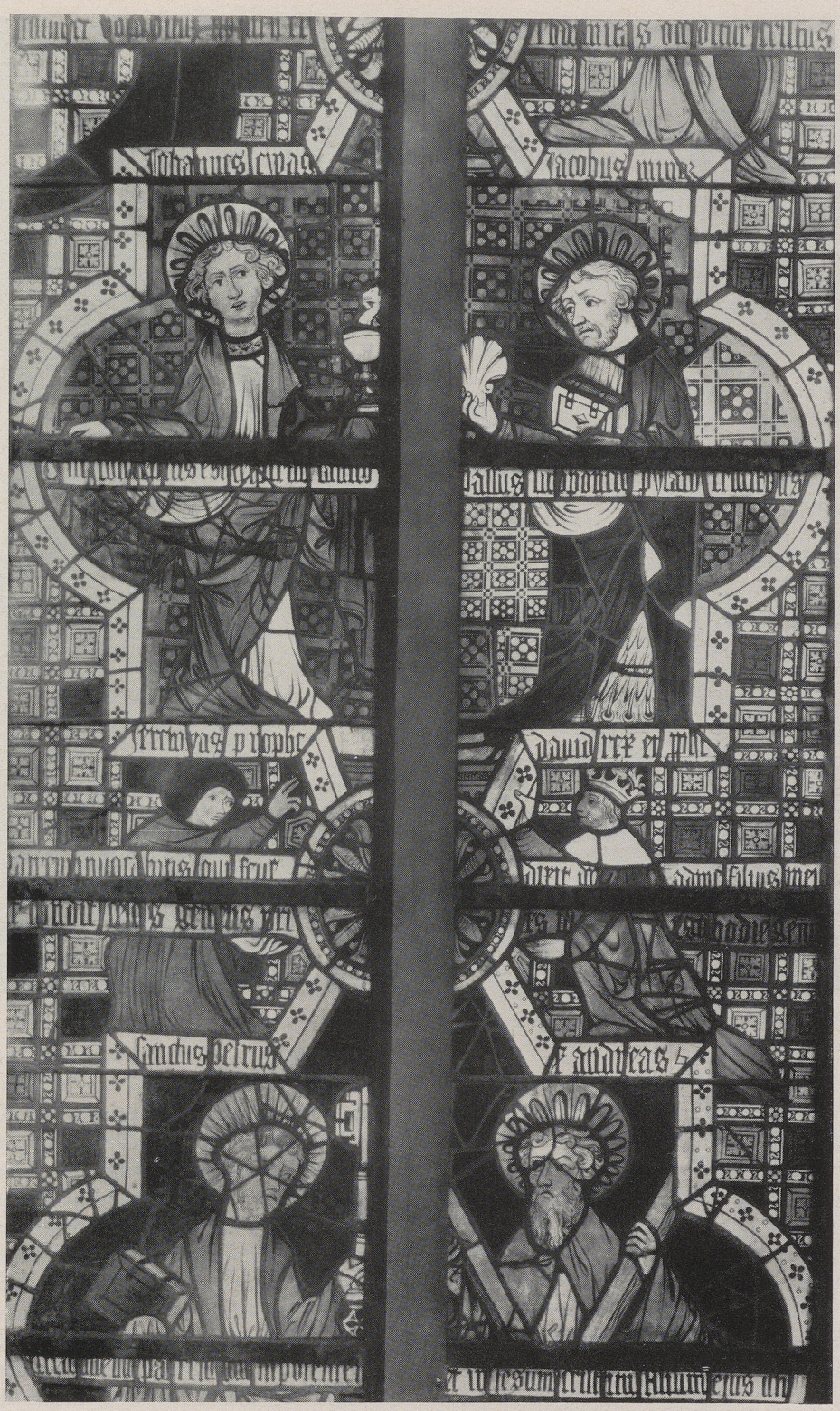


2. Der Engel verkündet Anna, daß sie Mutter wird / die Begegnung unter der goldenen Pforte. Mittleres Chorfenster, Liebfrauenkirche Ravensburg, 1415. Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

Südostfenster, Eriskirch, Ravensburger Apostelfenster zeigt also letzten Endes wie die schwerblütigen, derb realistisch dargestellten Figuren des Parlerstils im späten 14. Jahrhundert sich zu Beginn des 15. allmählich wandeln, beweglicher, schlanker werden und wie es schließlich zu einer neuen Stilisierung kommt.

Was dem Hauptfenster und dem Südostfenster im Chor der Ravensburger Liebfrauenkirche stilgeschichtlich am nächsten verwandt ist, sind die Bilder in der Württembergischen Staatsgalerie, Stuttgart, die vermutlich zum ehemaligen Hochaltar des Ulmer Münsters gehört haben. Sie waren lange Zeit in der Sammlung Beck in Ravensburg. Vor allem die Szenenbilder sind vergleichbar, die Apostel und Propheten sind uneinheitlicher. Und unter den Szenenbildern ist in unserem Zusammenhang besonders die Darstellung wie Salome das Haupt des Johannes an den Tisch des Herodes bringt von Interesse[2]. Die Frauenkleider sind eine Nuance noch realistischer als am Südostfenster, die beiden Männer, die mit Herodes an der Tafel sitzen, wirken bei allem Realismus noch parlerisch wenig gegliedert und massiv. Und vor allem die Figuren sind genauso dicht zusammengerückt dargestellt, wie auf dem Ravensburger rechten Seitenfenster der ägyptische König und seine Frau mit ihrem Gefolge vor den Götzen knien. Dazu die ähnlich schwerelose Phantasiearchitektur, die letzten Endes doch noch viel zu sehr als Ornament betrachtet ist, um wirkliches Bauwerk und Räume darzustellen, in denen sich die abgebildeten Szenen abspielen und die nicht nur raumartige Hintergrundkulissen sind. Auf dem Ravensburger Mittelfenster ist bezeichnenderweise unter den Architekturbaldachinen mit den tapetenartig gemusterten Rückwänden das freie Feld mit Joachim und seinen Herden dargestellt, und auf

3. Der König und die Königin von Ägypten beten die Götzen an, die beim Vorbeikommen der Hl. Familie zusammenstürzen. Südostfenster im Chor der Liefbrauenkirche Ravensburg, 1415(?).
Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart



4. Apostelfenster im Chor der Liebfrauenkirche Ravensburg, 1419(?).

Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

5. Jost Amann, Verkündung, Fresko S. Maria di Castello, Genua, 1451.

dem Bild aus dem Ulmer Hochaltar trägt der von der Mittelsäule fächerförmig ausgehende Gewölbeansatz eine flache Holzdecke. Den Maler hat das nicht gestört. Für ihn mußte die Decke einfach Flächen und Formen bieten, die mit ihrer buntfarbigen Musterung das Bild beleben halfen. Wahrscheinlich hat er sich dabei durch französische Miniaturen beeinflussen lassen. Auch daß die über dem Vorhang, vor dem Herodes tafelt, an der Decke sichtbar werdende Raumeinteilung einfacher und klarer wirkt, wird auf solche Eindrücke zurückgehen. Die Architekturbekrönung der Szenen auf den beiden Ravensburger Fenstern ist lebhafter, aber auch phantastischer gegliedert.

Hans Wentzel, heute der bekannteste Kenner der deutschen mittelalterlichen Glasmalerei, hält es für möglich, daß die beiden Ravensburger Marienfenster Werke der aus Ulm stammenden Glasmalerfamilie Acker und der Nördlinger und Ulmer Familie Dekkinger sind[3]. Sie haben in der Jakobskirche in Rothenburg ob der Tauber das Nordost- und das Südostfenster im Chor geschaffen. Und vermutlich stammen auch die beiden Passionszyklen aus Saulgau in der Fürstlich Hohenzollerischen Sammlung in Sigmaringen von diesen Meistern, ebenso der Heilige Hieronymus in der Neithartkapelle des Ulmer Münsters. Das Stifterfenster in Eriskirch und Medaillonscheiben mit Heiligenpaaren in der Frauenkirche in

München und in Tours hält Wentzel für Ausstrahlungen des Werks dieser Familien. Das Ravensburger Apostelfenster soll von einem Schüler des Meisters sein, von dem ein Apostelfenster im Erfurter Dom stammt.
Daß die Ravensburger Fenster auf Hans von Tieffenthal zurückgehen sollen, dem die Glasbilder mit der Legende der Heiligen Agnes in der Georgskirche in Schlettstadt zugeschrieben wurden, wird sich kaum halten lassen. Die Schlettstädter Bilder modellieren mehr mit Farbe. Der Meister, dem das Ravensburger Apostelfenster zu verdanken ist, aber auch die Maler der beiden Marienfenster zeichnen mehr, ganz abgesehen davon, daß die Schlettstädter Szenen lokkerer gruppiert sind als zum Beispiel die Ravensburger Gruppe, die vor den stürzenden Götzen kniet.
In der unteren Zeile des einen Südfensters vom Chor sind dann noch zwei von Clemens Ankenreute gestiftete Scheiben eingelassen, die 1477/78 entstanden sind. Die mittlere, die Christus am Kreuz mit Maria und Johannes zeigt, stammt von Peter Hemmel aus Andlau, die linke, die den heiligen Papst Clemens mit einem Mühlstein als Attribut in der Hand darstellt, ist nach Paul Frankl[4] das Werk eines Gehilfen von Peter Hemmel. Die rechte Scheibe ist neu.

Schon seit 1870 weiß man[5], daß der zunächst nur durch sein Verkündigungsfresko (Abb. 5) und die Bemalung von fünf Kreuzgewölben im Gang hinter der Sakristei der Dominikanerkirche S. Maria di Castello in Genua bekannte Justus d'Allemagna von Ravensburg dorthin gekommen ist. Hans Rott hat dann 1933 feststellen können, daß er genauerhin Jost Amann hieß[6] und der Sohn eines in Ravensburg ansässigen Bäckermeisters war. Offenbar ist der Vater seinerzeit aus Radolfszell nach Ravensburg gezogen[7]. 1452, ein Jahr nach der Fertigstellung des Bildes in Genua schloß Jost mit seiner verwitweten Mutter und seinem Bruder einen Vertrag, durch den er das väterliche Haus erwarb. Ob man ihn mit Recht als vermögenden Handelsmann bezeichnen darf, weil er einem Goldschläger 14 genuesische Pfund und einem anderen Goldschläger eine ähnliche Summe geborgt hat und einem in Savona wohnenden Frankfurter Leinenweber Krämer- und Kaufmannswaren im Wert von 70 genuesischen Pfunden gab, ist nicht ohne weiteres einzusehen[8]. Goldschläger und Leineweber liefern doch Malutensilien. In Ravensburg ist er jedenfalls als „mauler", also als Maler eingetragen.
Hans Rott hat Jost Amann die beiden Wandmalereien über dem Grabmal des Bischofs Otto III. von Hachberg († 1451) in der Margaretenkapelle des Konstanzer Münsters zugeschrieben: In der Nische unten eine von Petrus und Paulus flankierte Kreuzgruppe, darüber ein verblüffend echt wirkender Balkon, auf dem sich Maria mit dem Kind zwischen zwei Engeln zeigt. Alfred Stange hält die Bilder vom Hachberggrabmal für Arbeiten des Baseler Meisters der Tafel mit den Eremiten Antonius und Paulus.
Friedrich Winkler pflichtet der Ansicht von Rott bei. 1959 hat er ein Oeuvre von Jost Amann zusammengestellt[9], nachdem er einer der bedeutendsten Maler aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gewesen sein müßte. Er glaubt, daß die Ranken, mit denen Jost Amann die Gewölbezwickel in S. Maria di Castello ausgemalt hat, von der gleichen Hand sind wie die Ranken um die elf in verschiedenen Museen noch erhaltenen Blätter einer Abschrift des von Otto von Passau im 14. Jahrhundert verfaßten Andachtsbuchs „Die 24 Alten". Die Ranken seien so eigenwüchsig, daß sie sich weder mit österreichischen noch mit mittelrheinischen Rankenmustern vergleichen ließen, so daß es sich schon deswegen um den gleichen Meister handeln müsse. Dabei gehören die Miniaturen, die auf jedem Blatt einen dieser Alten darstellen (Abb. 6 und 7), sie immer wieder mit anderem Temperament in einem Buch lesen und das Gelesene überdenken lassen, in ihrem naiven Realismus zweifellos mit zum Reizvollsten der deutschen Buchmalerei des 15. Jahrhunderts. Vierundzwanzigmal dasselbe Thema, der lesende und nachdenkende Mensch in ständig neuen Variationen so darzustellen, daß man sich immer wieder von neuem darüber freut, ist an sich schon eine Leistung, ganz abgesehen von der übrigen Qualität dieser Kleinmalerei.
Die Miniaturen mit den 24 Alten hat E. Buchner 1935 in die nächste Nähe seines „Meisters der Münchner Marientafeln" (Abb. 8) gerückt[10]. Dabei handelt es sich um eine Verkündigung und eine Anbetung des Kindes, zwei Tafeln, die heute im Kunsthaus Zürich sind und ehemals zu einem um 1455 entstandenen Altar in der Münchner Frauenkirche gehört haben. 1955 hat Buchner diesem Meister dann noch eine Tafel mit Maria und dem Kind, denen der heilige Hieronymus den Stifter des Bildes zuführt, in der Robert-Lehmann-Sammlung in New York zugeschrieben. Und in die Münchner Alte Pinakothek kam ein fragmentarisches Täfelchen mit einem Prophetenkopf, der unverkennbar an „Die 24 Alten" erinnert. Winkler möchte dann weiter noch eine Geburt Mariens in Lüttich, eine Verkündigung und eine Heimsuchung und vier Tafeln mit weiblichen Heiligen in Modena, dazu das großartige Gnadenstuhlbild, das

6. Miniatur aus „Die 24 Alten", der 15. Alte, um 1450, Venedig.

aus Salzburg in das Museum in Berlin-Dahlem kam, als Werke des Jost von Ravensburg aufgefaßt wissen und hält auch noch eine Reihe bedeutender früher Porträts für Arbeiten von ihm, Porträts mit mächtigen Köpfen, sicherer Haltung, mit scharfgeschnittenen Zügen. Buchner hat den später als „Pius Joachim" bezeichneten Kopf in Basel als „einen der größten Würfe der frühen deutschen Bildnismalerei" bezeichnet. Dazu kommt das Porträt von Alexander Mornauer in der Sammlung E. L. Loyd und das von Herzog Sigismund, dem Münzreichen von Tirol in der Alten Pinakothek in München, das zwar steiler und weniger selbstsicher in die Fläche gesetzt ist, aber im Gesicht doch ähnlich harte, an aus Erz gegossene Bildwerke gemahnende Züge zeigt.

Schließlich glaubt Winkler, daß sich Jost Amann auch als Kupferstecher betätigt hat und möchte ihm von den bisher Meister E. S. zugeschriebenen Stichen das Blatt mit Johannes dem Täufer, der in einer blumenreichen Wiese vor dem Lamm Gottes niederkniet, das Blatt mit dem heiligen Christophorus und schließlich auch noch eine Apostelserie zuteilen.

Diese vielen, wie gesagt mit zu den beachtlichsten Werken der deutschen Malerei und des deutschen Kupferstichs aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörigen Bilder fallen nach Winkler alle durch ihren fanatischen Realismus auf. Er nennt Jost Amann einen Erzrealisten, der sich schon in seinem Genueser Fresko als verliebter Stillebenmaler zeigt und deswegen darin mehr Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände mit darstellt als bei anderen Malern seiner Zeit zu beobachten sind, der selbst beim Gnadenstuhlbild aus Salzburg nicht seine Freude an der Wiedergabe der aus den verschiedensten Materialien hergestellten „arma Christi" genügend verbergen kann, der als erster die Anbetung des Kindes in einer tiefverschneiten Winterlandschaft zeigt, der gerne zierliche Ketten mit glänzenden Perlen und Glaskugeln, blinkende Bronzegefäße mit darstellt, der eine Vorliebe für das Gekräusel und Gelock von Haaren hat, über eine brillante Fähigkeit, Stoffe und Pelzwerk wiederzugeben verfügt, der Wiesen mit penibel nachgezeichneten Blumen liebt und Marmor spiegelglatt nachzumalen weiß. Ein Realist, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts und darnach die Kunst von Meistern wie Lukas Moser und Hans Multscher, den um 1430–1440 malenden Pionieren des Realismus, glanzvoll erneuert.

Er muß auf alle Fälle das Werk des Meisters von Flémalle gekannt haben und wird vermutlich in dem Kreis dieses Niederländers geschult worden sein.

Natürlich werden Winklers Thesen diskutiert wer-

den müssen. Sie klingen für einen alten Ravensburger fast zu schön um wirklich wahr zu sein. Aber Winkler ist ein weitbekannter Kenner, dessen Vorschläge schon von vornherein eine ernst zu nehmende Grundlage für eine Diskussion bieten. Sie wird nur nicht an dieser Stelle und von anderen zu führen sein.

Nun ein paar Hinweise auf die mittelalterliche Plastik in und aus Ravensburg.
Das Tympanon vom Westportal der Liebfrauenkirche ist heute stark verwittert. In seinen drei Etagen zeigt es unten wie Maria, die Patronin der Ravensburger Kirche, als Irdische Mutter Gottes wurde, also die Verkündigung, mit der die Menschwerdung begann, die Heimsuchung, bei der ihre Base Elisabeth das erkannt hat und sie selig pries und die Anbetung der Könige, die aus fernen Landen kamen und ihr unscheinbares Kind als Gott verehrten. Darüber der Tod Mariens und oben schließlich, daß sie dann von ihrem Sohn als Irdische zur Königin des Himmels gekrönt wurde. Das Tympanon wird eher in den späten sechziger als in den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts entstanden sein.
Wie sich der Parlerstil des Tympanon dann weiterentwickelt hat, zeigt das gegen 1400 entstandene kämpferartige Kapitell mit dem Liebespaar auf dem Fensterpfeiler vom großen Sitzungssaal des Rathauses (Abb. 9). Die Köpfe sind immer noch gleich massiv, nur überschlägig, nicht feinfühlig geformt und sind auch noch von ähnlich kompakten Haaren eingefaßt. Aber wie dabei der Halsausschnitt den Oberkörper des Mädchens sichtbar werden läßt, wie ihr Sitzen plastisch geformt ist, wie das eine Knie von den schweren Falten des Gewandes umbrandet vorstößt, wie die bauschigen Ärmel des jungen Mannes gegen das enganliegende Wams abgesetzt sind und seine körperliche Erscheinung durch die kurze, gewölbte Brust, die tief eingeschnittene Taillenlinie, das Gesäß durch den merkwürdig weit unten getragenen breiten Gürtel und die Beine durch die strumpfartig enganliegende Bekleidung betont werden, ist doch schon wesentlich realistischer als bei den zwar auch schon fülligen, aber weniger lebhaft gegliederten Figuren des Tympanons. Zwischen den beiden wächst auf einem Hügel ein Baum. Vermutlich ist es der Lebensbaum, der mit seinen Früchten ewiges Glück und ewige Jugend sichert. Das Paar unter dem Lebensbaum ist ein altes Motiv. Daß dabei meistens unter dem Baum auch noch die Lebenswasserquelle dargestellt ist, läßt vermuten, daß mit der merkwürdigen, fast rechteckigen Vertiefung in dem Hügel und mit den zwei Strähnen am Rand der Felsform

7. Miniatur aus „Die 24 Alten", der 14. Alte, um 1450, München.

8. Anbetung des Kindes, Meister der Münchner Marientafeln, Zürich, Kunsthaus.

9. Kapitell. Großer Ratssaal Ravensburg. Aufnahme Stadtverwaltung Ravensburg

darunter gleichfalls die zum Lebensbaum gehörige Lebenswasserquelle angedeutet sein soll.

Die Ravensburger Schutzmantelmaria (Abb. 10) gehört zu den bedeutendsten Werken der mittelalterlichen schwäbischen Bildhauerei und der deutschen Plastik des 15. Jahrhunderts überhaupt. Wenn Maria die Gläubigen unter ihren Mantel nimmt, ist sie oft mit Krone und Szepter als Himmelskönigin dargestellt. Fürstinnen hatten das Recht, jemand unter den Arm oder unter den Mantel zu nehmen und ihm dadurch Schutz zu gewähren. Das gleiche Recht ist gelegentlich auch werdenden Müttern, überhaupt Müttern und auch Jungfrauen zugestanden worden[11]. Das Suermondmuseum in Aachen besitzt eine holzgeschnitzte Schutzmantelmaria, die das göttliche Kind auf dem Arm trägt und zugleich die Gläubigen unter ihren Mantel genommen hat. Die Figur ist schwäbisch und wird im 2. Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein. In Grötzingen bei Rottweil steht eine ähnliche Figur aus derselben Zeit noch in der Kirche. Bei beiden wirken die klein dargestellten, unter dem Mantel Mariens übereinander gestaffelten Schutzflehenden wie eine Kinderschar, die Maria ihrem Kind zulieb um sich versammelt hat und mit betreut. Die Ravensburger Schutzmantelmaria ist die Jungfrau, und zwar die himmlische Jungfrau, kein irdisch-mütterliches Wesen. In ihrer edlen Schmalheit überragt sie ihre Schutzbefohlenen so, daß sie ihnen gegenüber wirklich als höheres Wesen erscheint, das in die Weite blickt, nicht durch das Schicksal des einzelnen von ihrer alle umfassenden Sorge abgelenkt wird.

Die Figur ist über die Sammlung des Freiburger Domherrn Hirscher in das Deutsche Museum nach Berlin gekommen. Heute steht sie in der Plastiksammlung in Schloß Charlottenburg. Sie soll ursprünglich im Hochaltar der Ravensburger Liebfrauenkirche gestanden sein. Fest belegt ist das aber nicht. Der Altar ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts entfernt worden. Dekan Dursch in Rottweil, von dem die Hauptbestände in der dortigen Lorenzkapelle stammen, hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch daran lesen können: „Diese Tafel hat maister Fridrich Schramm geschnitten und meister Christoph Kelltenofer gemalt und gefaßt 1480." In den Ravensburger Steuerbüchern wird 1489, 1500, 1506 und 1507 ein

10. Ravensburger Schutzmantelmaria, 1480. Deutsches Museum Berlin-Charlottenburg.

Aufnahme Foto Marburg

Bildhauer Meister Friedrich erwähnt[12]. Auf Grund der Schutzmantelmaria sind ihm noch weitere Werke zugeschrieben worden: Ein Relief mit der Darstellung der Messe des heiligen Gregor, ein weiteres Relief mit dem Martyrium der heiligen Katharina, beide auch im Deutschen Museum, eine Verkündigungsmaria in der ehemaligen Sammlung Ullmann, die Figur der heiligen Maria Magdalena in Füramoos, eine Marienstatuette aus Augsburg, in Privatbesitz, die Figuren aus dem ehemaligen Hochaltar der Dominikanerkirche in Wimpfen, die Figuren der Heiligen Cosmas und Damian in der Pfarrkirche von Kaufbeuren, die Pietà in Untereschach bei Ravensburg und der Schmerzensmann mit Maria und Johannes in der kleinen Kapelle von Tosters bei Feldkirch[13]. Schon 1933 hat Gertrud Otto auf Beziehungen zwischen diesem Werk von Friedrich Schramm und den Ulmer Chorgestühlbüsten aufmerksam gemacht. Und 1943 hat sie dann die meisten dieser Arbeiten mitsamt der Ravensburger Schutzmantelmaria und noch weiteren Bildwerken Michel Erhart und seiner Ulmer Werkstatt zugeschrieben. Walter Paatz stimmt Gertrud Otto in seinem 1963 erschienenen Band über die süddeutschen Schnitzaltäre der Spätgotik dadurch zu, daß er annimmt, der junge Riemenschneider habe sich auch in Ulm aufgehalten und sich von Michel Erhart, insbesondere von seiner Ravensburger Schutzmantelmaria, zu seinen Figuren für den Altar in Münnerstadt inspirieren lassen[14]. Auch Adolf Schahl glaubt in seiner sorgfältigen, kritischen Überprüfung der Zuschreibungen Gertrud Ottos an Michel Erhart, daß die Ravensburger Schutzmantelmaria tatsächlich von diesem stammt[15]. Der Verfasser möchte sein Urteil einer späteren eingehenderen Arbeit über Ravensburger Kunst und Kultur vorbehalten.

In den zwei letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts und noch darüber hinaus ist der Bildhauer Jakob Ruß in Ravensburg als Meister bezeugt. Zwischen 1486 und 1492 hat er den Hochaltar im Dom von Chur geschaffen und in den anschließenden zwei Jahren den Figurenschmuck vom Ratssaal in Überlingen.

Gegenüber dem, was in der Schweiz sonst an schwäbischen Exportaltären zu sehen ist, hat der Churer Schrein (Abb. 11) eine spürbar eigene Note. Natürlich ist auch wieder nebeneinandergereiht, bei den Engeln, die den Vorhang hinter den Heiligenfiguren halten, sogar reichlich phantasielos. Und selbstverständlich spielen symmetrische Anordnung und rangmäßiges Aufstaffeln zur Hauptfigur in der Mitte bei diesem Aufreihen, wie es sich für einen schwäbischen Altar gehört, eine grundlegende Rolle. Aber wie Maria über einen Sockel mit musizierenden und singenden Engeln auf Wolken thront, wie sie und ihre Thronassistentinnen mit ihren lieben, vollovalen Jungmädchengesichtern hold vor sich hinlächeln, wie der gedankenversponnene, zartbesaitete Florinus den Kelch ehrfürchtig daherträgt und mit dem König Luzius, der trotz seiner wallenden Bartzier kein Rübezahl ist, den Jungfrauen den Platz neben der jungen Gottesmutter überlassen hat, wie die vielen kleinen, den Vorhang haltenden Engelchen so recht wie wohlgenährte, brave Kinder, gar nicht wie über-

11. Jakob Ruß, Schrein vom Hochaltar im Dom zu Chur, 1486—1492. Aufnahme Lang, Chur

irdisch-vergeistigte Wesen dreinschauen und wie das alles von der zu einer fülligen, dicht verschlungenen, kraftvoll kurvierten Horizontalen massierten Baldachinbekrönung zusammengefaßt wird, wirkt versonnener, zugleich wärmer und voller, jedenfalls nicht so überlegt repräsentativ distanziert und gemessen wie bei den Ulmer und Memminger Altären.

In den Überlinger Statuetten hatte Ruß die Reichsstände darzustellen: Kurfürsten, Grafen, Ritter und Bauern. Das hat natürlich von vornherein eine

12. Heilige, um 1460, Württ. Landesmuseum Stuttgart.
Aufnahme Württ. Landesmuseum Stuttgart

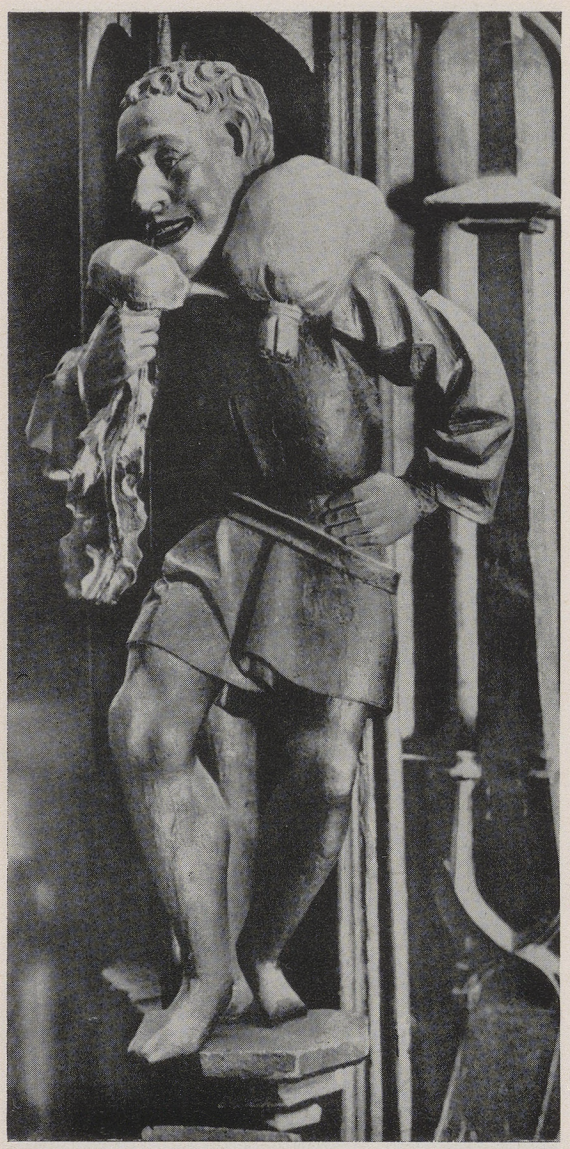
verschiedene Art zu charakterisieren bedingt. Jedenfalls sind die Bauern grobschlächtig derb, mit wild durchfurchten Gesichtern und fletschenden Zähnen dargestellt worden (Rauchzehnt). Und sicher stehen deswegen auch die einen ruhig, vornehm gemessen da (der Herzog von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg), während die andern leicht tänzelnd daherschreiten (der Burggraf von Nürnberg), die Bauern aber mit eingeknickten und gespreizten Beinen dargestellt sind und damit andeuten, daß sie mit ihrem Körper federnd der Sense den nötigen Schwung geben müssen (der Bauer von Salzburg) oder unter der schweren Traglast auf der Schulter langsam knieweich werden (Abb. 14, Grünzehnt). Die Frage ist nur, ob der gleiche Meister, der in seinem Churer Schrein mit der Jungfrauengruppe in der Mitte eine alte Tradition fortsetzt (Meister Hartmann, über der westlichen Vorhalle des Ulmer Münsters; Dornstädter Altärchen, Württembergisches Landesmuseum; Multscher, Sterzinger Altar) und sich auch offensichtlich bemüht, mit diesen lieblichsanften Mädchengestalten wieder etwas von der Stimmung der Figuren des weichen Stils aufklingen zu lassen, um das Thema entsprechend abwechslungsreich zu gestalten, auch diese derben, kompliziert bewegten Überlinger Bauerngestalten schaffen konnte. Sie sind heute mit die wichtigsten schwäbischen Beispiele des Stils, für den in den achtziger Jahren die Maruschkatänzer von Erasmus Grasser in München typisch sind. Genauerhin heißt die aufgeworfene Frage: Hat Jakob Ruß seinen Stil derart nach seiner Aufgabe variieren können, oder stammen die in Überlingen letztlich entscheidenden Figuren von einem Gehilfen, der moderner und in seiner Art ausgesprochener war? Der Umfang der Arbeiten für den Churer Hochaltar und für den Figurenschmuck des Überlinger Ratssaals lassen ohne weiteres eine größere Werkstatt annehmen. Daß der Maler Ulrich Maier von Kempten jahrelang als Meistergeselle bei Ruß gearbeitet hat, zeigt denn auch deutlich genug, daß der Ravensburger tatsächlich ein großes Werkstattunternehmen unterhalten hat.

In Chur können die Figürchen in den Nischen der Predella und die Kreuzigung auf der Schreinrückseite von Gehilfen stammen, die das Aussehen des Überlinger Werks mitbestimmt haben. Andererseits sind die unverkennbar mit den weiblichen Heiligen im Churer Hochaltar verwandten beiden kleinen weiblichen Heiligen in der Beichtkapelle der Liebfrauenkirche in Ravensburg und noch ein paar andere Figuren, auf die schon Volkmann[16] aufmerksam gemacht hat, deutlich mit einer Figur in Verbindung zu bringen, die das Württembergische Landesmuseum aus der Sammlung Schnell in Ravensburg erworben hat (Abb. 12). Sie hat wie alle diese Figuren den gleich schmächtigen, kurzen Oberkörper, dessen Formen durch das enganliegende Gewand herausmodel-

liert sind und von dem in der Leibmitte dann ein dünnes Bündel bis zum Boden ununterbrochen parallel nebeneinanderherlaufender Faltenstege herabfällt. Aber bei der Stuttgarter Figur wirkt dieser überlängte Unterkörper noch stärker und eigenartiger vorgewölbt als es bei den anderen Figuren der Fall ist. Dabei geht das Vorwölben sicher noch darauf zurück, daß es um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Frankreich und den Niederlanden her bei den Frauen Mode wurde, den Unterleib derart unnatürlich vorzustrecken, mit entsprechenden Faltengruppen und oft auch mit den über den Leib vorgezogenen Randbahnen des Schultermantels so zu umhüllen, daß die Gestalt von unten her glockenförmig schwerfällig bis zur hochgerückten Taille aufstieg. Ganz gleich, ob die Stuttgarter Figur von Ruß selber oder von seinem Lehrmeister stammt, sie zeigt so oder so erneut, wie sehr sich dieser mit alten Traditionen verbunden gefühlt haben muß und nicht erst mit der Kunst der achtziger Jahre groß geworden sein kann. Was erst recht dafür spricht, daß in Überlingen ein junger Mann mitgearbeitet und auch mitbestimmt hat, dessen Figuren dann bezeichnenderweise in der Hauptsache im Vorraum zur Aufstellung kamen.

In Ravensburg sind zwar vom späten 15. Jahrhundert ab verhältnismäßig zahlreiche Goldschmiede bezeugt[17], aber man kennt fast keine Arbeiten von diesen. Marc Rosenberg erwähnt eine silbergetriebene Marienfigur in Leningrad und eine zweite im Historischen Museum in Basel, die 54 cm hoch ist. Sie ist spätes 15., vielleicht aber doch schon frühes 16. Jahrhundert (Abb. 13). Sie ist 1871 in der Nähe von Konstanz gekauft worden und kam dann nach vielem Hin und Her 1896 an ihren heutigen Platz. 1959 konnte das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart einen kostbar gefaßten, zirka 23 cm hohen Deckelpokal (Abb. 15) aus Bergkristall erwerben, der am Fußrand ein Beschauzeichen und eine Meistermarke zeigt, die beide weitgehend mit zwei von Rosenberg übermittelten solchen Ravensburger Zeichen aus dem späteren 16. Jahrhundert übereinstimmen. Wie der Kristalldeckel, die Cuppa, der Knauf und der Fuß geschnitten sind, entspricht der Art wie damals in Freiburg i. Br. Kristall geschnitten wurde. Der Ravensburger Goldschmied hat die Kristallteile von dort her bezogen und dann gefaßt. Er hat sich dabei zu bescheiden gewußt und das Kristall erst recht als kostbar zu betonen verstanden. Seine schmalen Goldreifen um die Ränder der Kristallteile lassen, dicht mit feingliedrig gerahmten, zierlichen Agraffen besetzt, die ruhigen, großen Formen, in denen das

13. Ravensburger Silbermadonna, Ende 15. Jahrhundert, Hist. Museum Basel. Aufnahme Hist. Museum Basel



14. Jakob Ruß, Grün zehnt, Vorraum vom Ratssaal in Überlingen. Aufnahme Foto Marburg

Kristall geschnitten ist, seinen matten Schimmer und das Schwerflüssige seiner Erscheinung um so deutlicher verspüren. Nach dem kleinen, mit raffiniertem Geschmack kostbar aufgemachten Stuttgarter Pokal zu schließen, muß die Ravensburger Goldschmiedekunst im späten 16. Jahrhundert ein wirklich überragendes künstlerisches und technisches Niveau gehabt haben.

In Ravensburg haben sich noch ein paar spätgotische Zimmer mit Dielenwänden, verhältnismäßig niederen, dicht zusammengerückten Fenstern und flach gewölbten Balkendecken fast unverändert oder wieder in den ursprünglichen Zustand gebracht erhalten. Sie wirken verblüffend heimelig und behäbig. Die schönsten sind das Oberbürgermeisterzimmer im Rathaus und die zwei im ehemaligen Haus des Vogts von Schmalegg, die im Zusammenhang mit dem dort untergebrachten Heimatmuseum zu besichtigen sind. Dadurch daß im gleichen Haus nachträglich auch noch zwei Zimmer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit eingebaut wurden, läßt sich dort die stilbedingte Eigenart beider Epochen bürgerlicher Wohnkultur besonders gut beobachten. Die Vertäferung des einen dieser Spätrenaissancezimmer ist im 18. Jahrhundert mit Gruppen spielender Kinder bemalt worden. Auf der einen Tür ist noch die alte Kapelle, die einst zur Veitsburg gehört hat, zu sehen. Ein weiteres Beispiel einer bemalten Vertäferung, die in diesem Fall selber auch aus dem 18. Jahrhundert stammt, befindet sich in einem Privathaus.

Kulturgeschichtlich besonders interessant sind die sonst kaum noch nachzuweisenden weit über zwanzig runden Zunfttafeln, die sich im großen Ratssaal, im Stadtarchiv und im Heimatmuseum erhalten haben. Die älteste ist für die Schmiedezunft 1505 angelegt worden (Abb. 16). Um diese Jahreszahl in der Mitte sind fünf Reifen mit den Wappen und Namen der Zunftmitglieder. Im innersten Ring sind die Wappen dichter gereiht. Dort hat man die damaligen Mitglieder alle zusammen erwähnen wollen. Dann kamen immer wieder neue dazu. Nach den Jahreszahlen, die auf vier Wappen im äußeren Ring zu finden sind, ist dieser zwischen 1524 und 1535 gefüllt worden.

Die Wappen selber zeigen Hufeisen, entweder allein oder mit Pflugscharen, mit Nägeln, einem Stern oder einem Dreieck zusammen. Andere führen Zangen, mit denen der Schmied das Eisen aus dem Feuer holt, im Wappen. Einmal ist auch der Schmied selber mit Hammer und Ambos abgebildet. Eine Reihe von Wappen zeigt, daß auch mehr oder weniger verwandte Berufe zur Schmiedezunft gezählt haben müssen: der Schlosser (Schlüssel), der Schwertfeger, Plattner, Harnischer, der Bogner. Das Wappen, das ein Kreuz mit unten gespreizten Schenkeln zeigt, erinnert an ein von Rosenberg abgebildetes Ravensburger Goldschmiede-Meisterzeichen. Nach Wappen im zweiten Ring von innen und im äußeren Reifen müssen auch die Gürtler Mitglieder der Schmiedezunft gewesen sein. Dazu kommen die Glocken- und die Bronzegießer, die Mörser und eherne Kochtöpfe angefertigt haben, auch die Kannen- oder Zinngießer,

die allerdings nur vereinzelt vertreten sind. Aber vielleicht hat es damals in Ravensburg keine weiteren Zinngießer gegeben. Alle diese Berufe haben wenigstens mit Metall gearbeitet. Merkwürdig ist aber, daß auch Maurer (Hammer und Kelle) dabei waren. Ob die den Steinmetzzeichen ähnlichen Signaturen einfach Hausmarken sind, die nichts über den Beruf der betreffenden Zunftmitglieder aussagen oder ob es sich doch um Steinmetzen handelt, ist schwer zu sagen. Im allgemeinen gehören die Steinmetzen in eine eigene Bruderschaft, in keine Zunft. Wenn auch ein Häfner (Henkelhafen) und ein Ziegler (Ziegelform und Dachziegel) mit erwähnt sind, kann das dadurch bedingt sein, daß die Zunft auf Verlangen auch die in anderen Handwerken beschäftigten Söhne älterer oder früherer Mitglieder aufnehmen mußte [18].
Schon dieser flüchtige Überblick über die eine Scheibe zeigt zur Genüge, daß die zeitlich nacheinander folgenden Scheiben der acht Zünfte in Ravensburg wahre Fundgruben für die Geschichte des dortigen Handwerks sind. Sie zeigen, wie vielerlei Handwerke es in einer solchen verhältnismäßig kleinen Reichsstadt gab, daß der eine Beruf stärker, der andere weniger stark vertreten war, wahrscheinlich auch, daß das im Lauf der Zeit gewechselt hat. Die beigefügten Namen lassen vielleicht auch bisher nur durch Meisterzeichen bezeugte Werkstätten von Zinngießern und Goldschmieden mit bestimmten Meistern in Verbindung bringen.

Schließlich noch ein kurzer Hinweis auf die Sammlung von Beich-Bildern im Ravensburger Rathaus (Abb. 17). Joachim Franz Beich ist am 15. Oktober 1665 in Ravensburg geboren. Sein Vater, der Maler Daniel Beich, war 1662 Ravensburger Bürger geworden, ist aber nach 1670 nach München gezogen, wo Joachim Franz dann als Hofmaler tätig war. Vom kurbayerischen Hof hatte er den Auftrag, die Schlachten zu malen, an denen der Kurfürst Max Emanuel in Ungarn zwischen 1683 und 1688 beteiligt war. In Schloß Schleißheim sind noch elf solche Schlachtenbilder erhalten. Es sind Riesenformate. Auf einer Reise nach Italien hat Beich die klassischen Landschaftskompositionen von Claude Lorrain, Gaspare Dughet, Salvatore Rosa schätzengelernt. Das zeigt sich in den meisten seiner Bilder. Beich hat auch radiert. Es gibt zwei Folgen von Landschaftsradierungen von ihm, je mit acht Blättern. 1748 ist Beich in München gestorben. Sein Schaffen ist außer in Ravensburg in vielen Galerien vertreten, in der Münchener Pinakothek, im Wiener Hofmuseum, in Braunschweig, in Stuttgart und in Augsburg.

15. Ravensburger Kristallpokal, Württ. Landesmuseum Stuttgart. Aufnahme Württ. Landesmuseum Stuttgart

16. Zunfttafel der Ravensburger Schmiedezunft.

Anmerkungen:

[1] Hauptfenster: Das Opfer Joachims wird zurückgewiesen; Joachim, der zu seinen Herden gegangen ist, wird von Hirten getröstet; der Engel fordert ihn auf, wieder zurückzukehren; der Engel verkündet Anna, daß sie Mutter werde; die Begegnung unter der goldenen Pforte (Kopie?); Geburt Mariens; Tempelgang Mariens; Mariä Vermählung (Kopie?); die Verkündigung an Maria; die Heimsuchung; die Anbetung des Kindes; die Hl. Sippe. Südostfenster: Die Verkündigung an die Hirten; Maria sitzt am Spinnrocken, das Kind ihr zu Füßen; die Flucht nach Ägypten (Kopie?); die vom König von Ägypten angebeteten Götzen stürzen; der Kindermord von Bethlehem; die Rückkehr aus Ägypten; der 12jährige Jesusknabe im Tempel. – [2] Abb. in Katalog der Staatsgalerie Stuttgart, Alte Meister, herausgegeben vom Stuttgarter Galerieverein, 1962, Abb. 3. Farbig bei: Albert Walzer, Meisterwerke der schwäbischen Kunst des Mittelalters, Verlag Dr. Hans Peters, Honnef a. Rh., 1957, Taf. III. – [3] Hans Wentzel, Meisterwerke der Glasmalerei, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin 1951, S. 51. – [4] Paul Frankl, Peter Hemmel, Glasmaler von Andlau, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin 1956, S. 57 ff., Abb. 69 und 70. – [5] Frederigo Alizeri ‚Notizie dei professori del disegno in Liguria I, 1870, S. 317, 407.

17. Joachim Franz Beich (1665—1748), Rathaus Ravensburg. Aufnahme Stadtverwaltung Ravensburg

– [6] Hans Rott, Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. Strecker & Schröder Verlag, Stuttgart 1933, Bodenseegebiet, Quellen S. 171, Textband S. 146. – [7] Vgl. Anm. 11, S. 52, bei Friedrich Winkler, Jos Amann von Ravensburg, Jahrbuch der Berliner Museen, 1959, Verlag Gr. Mann. – [8] Friedrich Winkler, Jos Amann von Ravensburg, Jahrbuch der Berliner Museen, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1. Bd., 1959, S. 51. – [9] Vgl. Anm. 8. – [10] Katalog der Ausstellung: „Die Anfänge der Münchner Tafelmalerei", 1935, Text zu Nr. 22 und 34. – [11] Vera Sussmann, Maria mit dem Schutzmantel, Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Verlag des Kunsthist. Seminars der Universität Marburg, V. Bd., 1929, S. 4. Schué Das Gnadenbitten in Recht, Sage und Kunst, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 40, 1918. – [12] Hans Rott, Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. Strecker & Schröder Verlag, Stuttgart 1933, Bodenseegebiet, Quellen S. 179, Textband S. 148. – [13] Vgl. dazu Gertrud Otto, Der Bildhauer Michel Erhart, Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, 64. Jahrgang, 1943, Berlin, S. 17 ff. Gertrud Otto, Frühwerke Friedr. Schramms, Berliner Museen, 1930, S. 77 ff. Gertrud Otto, Zum Werk Friedr. Schramms, Berliner Museen, 54. Jahrgang, 1933, S. 33 ff. – [14] Walter Paatz, Süddeutsche Schnitzaltäre der Spätgotik, Karl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1963, S. 80. – [15] Adolf Schahl, Michel Erhart, der Meister des Haller Kruzifixus, Württ. Franken, Jahrbuch 1963, S. 37 ff. – [16] Ludwig Volkmann, Der Überlinger Rathaussaal des Jakob Ruß, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin 1934: Maria, Heimatmuseum Ravensburg, Abb. 13; Maria in Oberzell, Abb. 12; St. Katharina, Beichtkapelle, Liebfrauenkirche Ravensburg, Abb. 1; St. Barbara, Beichtkapelle, Liebfrauenkirche Ravensburg, Abb. 2. – [17] Die Kunst- und Altertumsdenkmäler im ehemaligen Donaukreis, Richard Schmidt und Hans Buchheit, Oberamt Ravensburg, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1931, S. 11. – [18] Für entscheidende Hinweise und viele freundschaftliche Unterstützung bin ich Herrn Stadtarchivar Studienrat Dr. Alfons Dreher in Ravensburg herzlich dankbar.

Die Malerei des Barock in Ellwangen

Von Bruno Bushart

Die Formulierung des Themas legt den Verdacht lokalpatriotischer Schönschreibung nahe, zumal da der Autor tatsächlich aus Ellwangen stammt. Aufgabe dieses Überblicks – mehr zu geben erlaubt der Platz nicht – ist es nur, den Nachweis zu erbringen, daß das Thema eines eigenen Kapitels innerhalb der schwäbischen Kunstgeschichte würdig ist. Das mag genügen, um anläßlich des großen Jubiläums darüber zu berichten.

Die Malerei des Barock zog in Ellwangen zusammen mit der Baukunst dieses Stils ein. Aus ihrer Frühzeit hat sich wenig erhalten. So wissen wir nicht, ob sich unter den „Welschen", die um 1633 die Stadtpfarrkirche St. Maria „auf damalige Art mit drei Gewölben und Säulen samt Dachstuhl" gebaut hatten, auch Maler befanden oder ob die sicherlich anzunehmende, 1752 ersetzte malerische Ausstattung von einheimischen Kräften ausgeführt worden war[1]. Jedenfalls wurden die 1644/45 von dem welschen Baumeister Juan Modes errichteten Nebengebäude der ersten steinernen Wallfahrtskapelle auf dem Schönenberg samt dieser im Jahre 1648 von dem Maler Johann Ulmer aus Schwäbisch Gmünd mit Wand- und Deckenbildern geschmückt[2]. Von der „Himmelfahrt Marie" und den musizierenden Engeln im Gewölbe, den „Historien aus unser Lieben Frau leben" in den Nebenkapellen und der „histori dess Englischen Gruß" auf der hinteren Wand, die „mit einem absonderlichen Perspectivi", als „Perspektivische Cämmern oder Sääl" oder als „über sich stehender Perspectivi" zu machen waren, zeugt nur noch ein 1930 freigelegter schmaler Streifen Wandmalerei in der Annakapelle der bestehenden Kirche, ein offenbar wenig bedeutendes Werk, das trotz der Anweisungen des Auftraggebers eher noch dem provinziellen Manierismus angehört als dem Barock. Ähnlich bescheiden in der Qualität sind die drei Altarblätter von 1627 in der Schloßkapelle, deren Maler bis jetzt nicht bekannt ist. Das linke mit der Madonna in der Glorie besitzt allerdings einigen historischen Wert, da es im unteren Teil Stadt und Schloß Ellwangen im damaligen Zustand getreu wiedergibt. Auch die Auflösung des Monogramms R W 1625 auf der „Auferstehung Christi" im nördlichen Nebenchor der Stiftskirche ist bisher nicht gelungen.

Erst mit dem zweiten größeren Bauunternehmen des Barock, der teilweisen Barockisierung der Stiftskirche in den Jahren 1661/62, mehren sich die Nachrichten über Malereien und Maler[3]. Das 1875 entfernte und seitdem verschollene Hochaltarblatt mit der Überschrift „St. Vito S. S. Sulpitio et Serviliano M. M. D. D.", mit der Marter der genannten Heiligen und St. Veit im Kessel[4] wurde 1662 bei dem „Mahler zue Constanz" abgeholt. Es ist möglich, doch vorerst nicht zu beweisen, daß damit der Konstanzer Maler Johann Christoph Storer (1611?–1671) gemeint sein soll, der damals als „Alemaniae Apelles" der Maler schlechthin von Konstanz war.

Zwei weitere, im 19. Jahrhundert entfernte Bilder der damaligen Altarausstattung wurden im letzten Krieg zusammen mit der spätgotischen St. Martinskirche in Stuttgart-Bad Cannstatt zerstört: das Blatt mit der Vermählung Mariae hatte der Augsburger Jonas Umbach (1624–1693), ein berühmter Zeichner und Radierer, wahrscheinlich auch Kammermaler des dortigen Bischofs, im Jahre 1662 geschaffen; das zweite, Kaiser Heinrich am Grabe des hl. Wolfgang darstellend, war von dem Rubens-Nachfolger Oswald Onghers (1628–1706) in Würzburg 1664 gemalt worden. Das G M T 1663 signierte Blatt des (älteren) Johannesaltars im nördlichen Querschiff mit der „Enthauptung des Täufers" stammt von Georg Michael Tag (nachweisbar bis 1689), der auch die Flügelbilder der damaligen Orgel „in- und auswendig" mit Ölfarbe zu malen hatte. Tag, der als „Maler allhier" bezeichnet wird, verließ offenbar später Ellwangen und wurde bischöflich augsburgischer Hofmaler in Dillingen. Seine Kunst steht unter dem Einfluß Caravaggios, vielleicht über Deutschitaliener, wie Carl Loth vermittelt.

Unbekannt dagegen ist der Urheber des qualitätvollen Barbarablattes im südlichen Querschiffaltar, das aus derselben Zeit stammen dürfte. Wenige Jahrzehnte später malte der aus Mergentheim gebürtige, seit etwa 1670 von Bregenz aus vornehmlich für die Klöster und Stifte Oberschwabens tätige Matthäus Zehender (1641–1697) drei der Gemälde in den Querschiffen mit Darstellungen des Martyriums der Ellwanger Stiftsheiligen (1685), während der Meister des vierten Bildes dieser Reihe nicht überliefert ist.

1. Melchior Steidl, Tempelgang Mariae. Graph. Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart.

Außerdem wissen wir, daß Zehender damals auch den Fürstpropst Heinrich Christoph von Wolframsdorf porträtierte, doch ist das Bildnis nur noch aus einem Augsburger Nachstich des Lucas Kilian bekannt[5].

Den Höhepunkt erreicht die Malerei im Zusammenhang mit dem bedeutendsten Bauunternehmen des Barock in Ellwangen, der 1682 begonnenen, nach dem Brand von 1709 erneuerten und 1729 geweihten Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg. Obgleich es immer noch nicht möglich ist, die Meister sämtlicher mit dem Bau in Verbindung stehenden Gemälde zu bestimmen, läßt sich heute doch bereits sagen, daß sich einige der besten deutschen Maler ihrer Zeit daran beteiligt oder sich darum beworben hatten. Zwar hat sich die alte Vermutung, der Freskoschmuck der Kirche sei das Werk C. D. Asams, als unrichtig herausgestellt. Nachdem aber der uns später noch beschäftigende Asamschüler C. T. Scheffler 1728, d. h. noch zu Asams Lebzeiten, ausdrücklich angibt, er habe die Kunst des Ölmalens „bey dem Berühmten Virtuosen Herr Asam zu München wie Folgendes zu Mergenthal (Mergentheim), Schleissheim, Ellwangen und Allersbach (Aldersbach) etliche Jahr lang practiciert“[6], Schleissheim und Aldersbach jedoch als Arbeitsstätten C. D. Asams zwischen 1720 und 1721 bezeugt sind, ist mit der Möglichkeit einer heute nicht mehr nachweisbaren Tätigkeit des „Berühmten Virtuosen“ um 1720 in Ellwangen zu rechnen. Darin bestärkt uns die Vermutung W. Brauns, daß Scheffler, damals sicher noch unselbständiger Mitarbeiter Asams, um 1720 bereits in Ellwangen gearbeitet habe[7].

Die 44 größeren und kleineren Fresken in der Schönenbergkirche jedenfalls schuf der aus Innsbruck stammende, in München ansässige Melchior Steidl in den Jahren 1711/12, ebenso das Ölbild des 1709 zerstörten Barbara-Altars. Steidl, dessen Rang neben

2. Antonio Bellucci, Johannes der Täufer. Schloßkirche Friedrichshafen.

Asam und Rottmayr lange unterschätzt war, zählt zu den am meisten beschäftigten Malern seiner Zeit. Die Hauptstationen seines Schaffens außer Ellwangen sind St. Florian, Kremsmünster, Lambach, Bamberg, Würzburg, München, Augsburg, Mainz. Ein glücklicher Zufall hat sogar fünfzehn seiner Entwürfe für die Arbeiten auf dem Schönenberg erhalten [8]. Sie sind heute über halb Europa zerstreut, in deutschem, österreichischem, schweizerischem, englischem und ungarischem Besitz. Weitere mögen eines Tages noch zum Vorschein kommen. Auch die hier abgebildete signierte Federzeichnung mit dem „Tempelgang Mariae" im Besitz der Graphischen Sammlung der Stuttgarter Staatsgalerie (Abb. 1), auf die Dr. H. Geissler aufmerksam gemacht hat, dürfte als sechzehntes Blatt in diesen Zusammenhang gehören [8]. Die Ausführung der Kreiskomposition im Mittelschiff der Schönenbergkirche hält sich, wie häufig bei Steidl, nicht genau an die querovale, seitenverkehrte Vorzeichnung.

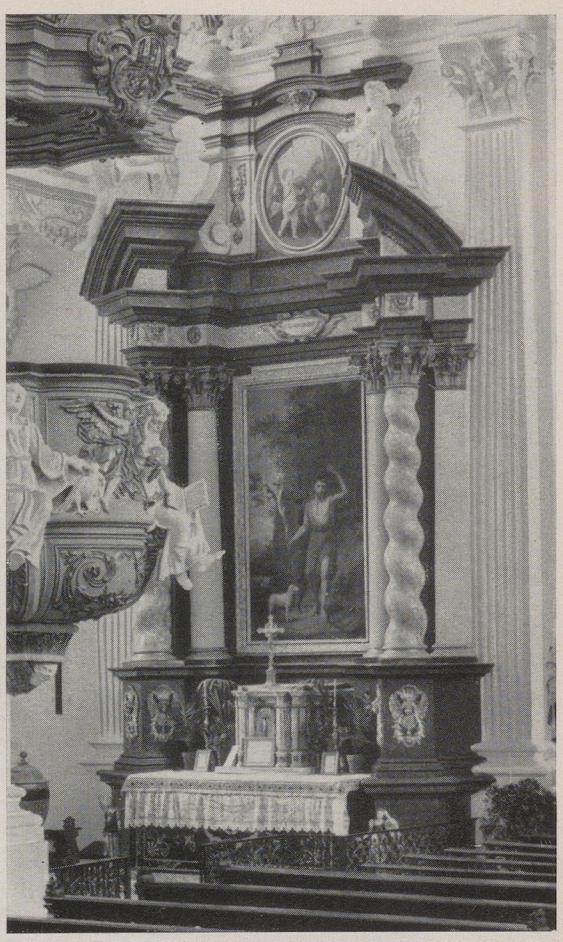
Für das eine der beiden großen überdimensionalen Hochaltarblätter, die „Anbetung der Hirten", und für das ehemalige Blatt des Johannesaltars in der östlichen Seitenkapelle auf der Nordseite ist der damals am kurfürstlichen Hof zu Düsseldorf tätige Venezianer Antonio Bellucci (1654–1727) bezeugt, einer der angesehensten Meister der venezianischen Schule vor Tiepolo und wie dieser mit Aufträgen der Potentaten des barocken Europa überhäuft [9]. Während sich das Hochaltarblatt, das erst 1719 in Ellwangen eintraf, noch am ursprünglichen Ort befindet, gilt das Bild des Johannesaltars von 1714 als verschollen. Friedrich II. von Württemberg, damals noch Kurfürst, hatte es 1803 anläßlich der Huldigung in Ellwangen gesehen und durch das gegenwärtige Altarblatt, das Conrad Huber von Weißenhorn im Jahre 1810 malen mußte, ersetzen lassen. Nach einer Notiz Stubenvolls kam das Original nach Ludwigsburg, doch konnte weder dort noch in den Staatlichen Kunstsammlungen trotz langen Suchens eine Spur davon entdeckt werden. Schließlich fand ich es im vergangenen Jahr in der ehemaligen Prioratskirche Buchhorn, der heutigen Schloßkirche in Friedrichshafen, einem mit der Schönenbergkirche eng verwandten Bauwerk der „Vorarlberger Schule", wo es sich an derselben Stelle wie ehemals in Ellwangen auf dem östlichen Altar der Nordseite befindet (Abb. 2). Der Meister des Friedrichshafener Bildes war bisher nicht bekannt; es galt als ein Werk des frühen 19. Jahrhunderts. Daß es sich um das gesuchte Ellwanger Altarblatt handelt, geht nicht nur aus der stilistischen Verwandtschaft mit Belluccis Hochaltarblatt von 1719 hervor, sondern vor allem aus der nahezu wörtlichen Übereinstimmung mit Hubers Ellwanger Kopie von 1810 (Abb. 3). Trotz der Beschädigung beim Brand der Friedrichshafener Kirche 1944 geht von dem Gemälde heute noch, besonders beim Vergleich mit der schwachen Ellwanger Kopie, eine so starke Wirkung aus, daß der Wunsch des damaligen Landesherrn zu verstehen ist, dieses Werk der Hofkirche (seit 1812) der nach ihm benannten Bodenseestadt einzuverleiben.

Das zweite Hochaltarbild der Schönenbergkirche, das, auf der Rückseite des ersten befestigt, dem Wechsel des Kirchenjahrs entsprechend gedreht werden kann, ist für den Breslauer Hofmaler J. Classen gesichert und datiert 1715. Dieses Monumentalgemälde, das die bisherige Forschung an Tizians weltberühmte Assunta in Venedig erinnerte, ist eine getreue Kopie des Hauptwerks des schlesischen Malers Johann Michael Willmann (1630–1706). Das Original schmückt den Hochaltar der Zisterzienser-Klosterkirche zu Leubus in Schlesien von 1683. Die Ellwanger Wiederholung ist gewiß nicht nur auf den Ruhm des – mehrfach kopierten – schlesischen Vor-

bildes zurückzuführen, sondern folgt darin einem barocken Usus. Wie etwa in den Fresken F. J. Spieglers in der Klosterkirche zu Zwiefalten der bedeutendsten Stätte der Marienwallfahrt im Abendland gedacht wird, so finden sich auch in der Schönenbergkirche allenthalben Bezüge zu auswärtigen Gnadenorten, zu Altötting, Loretto, Leubus; selbst Spanien ist durch die Alabasterkopie eines dortigen Gnadenbildes vertreten.

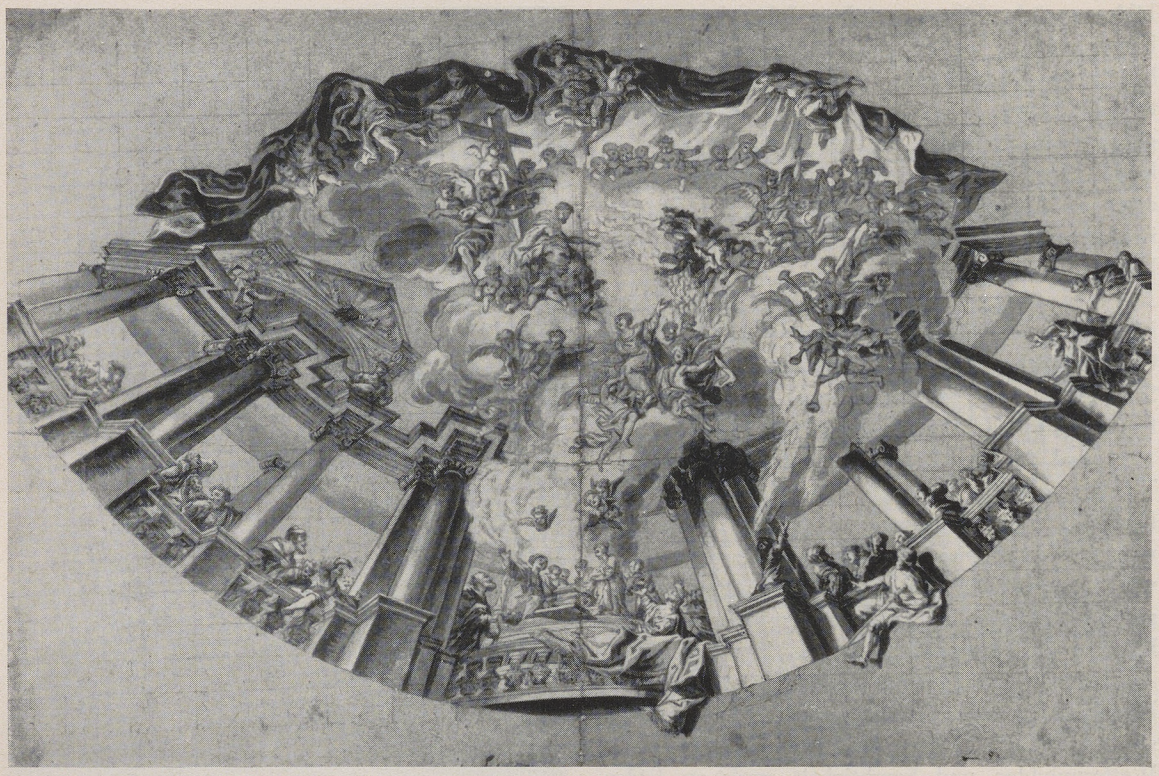
Aus den übrigen Altarblättern der Schönenbergkirche seien die beiden in den alten Flügelräumen der Gnadenkapelle, die der Augsburger Maler J. M. Schmidtner 1684 geschaffen hatte, hervorgehoben, ferner das Bild des Barbara-Altars von Melchior Steidl 1711 und das des Stanislaus-Altars von Christoph Thomas Scheffler 1733 (?). Die Malereien in den fünfzehn Stationskapellen entlang dem Wallfahrtsweg, die Geheimnisse des Rosenkranzes darstellend, waren ursprünglich als große Leinwandbilder ausgeführt von einem der fruchtbarsten und wichtigsten Künstler des süddeutschen Barock, dem Augsburger Akademiedirektor Johann Georg Bergmüller (1688 bis 1762), der dafür 1734 insgesamt 60 fl. erhielt. Da sie in den nach Westen geöffneten Kapellen unter Wetterunbilden und Feuchtigkeit stark zu leiden hatten, wurden sie in das Priesterseminar (Exerzitienhaus) des Schönenbergs überführt, wo jetzt noch ein Teil von ihnen, nur schwer erkennbar und stark beschädigt, in der Kapelle aufgehängt ist. An ihre Stelle traten Wandfresken, für die bald der Ellwanger Hofmaler Edmund Wiedenmann, bald der ebenfalls in Ellwangen ansässige Maler Johann Nepomuk Nieberlein beansprucht werden. Wahrscheinlich wurden sie 1747 von Wiedenmann ausgeführt, wenige Jahrzehnte später von Nieberlein bereits restauriert und dabei weitgehend neu gemalt, wie dies im 19. und 20. Jahrhundert noch mehrere Male geschehen mußte.

Damit sind wir bei der Frage nach dem Anteil der einheimischen Ellwanger Künstler an den damaligen Unternehmen. Im allgemeinen wurden sie nur für kleinere Aufträge berufen, während die größeren – woraus der ihnen zugestandene Rang hervorgeht – auswärtigen Künstlern anvertraut blieben. Dennoch dürfte auch hierbei noch mit mancher Überraschung zu rechnen sein. So war um 1670, also etwa zur selben Zeit, als Georg Michael Tag von Ellwangen nach Dillingen übersiedelte, in Konstanz ein Max Kaspar Hammel aus Ellwangen als Maler tätig, mit dessen Namen sich bisher keine Werke verbinden lassen[10]. Als Maler betätigte sich auch der bedeutendste Ellwanger Bildhauer, Melchior Paulus (1669



3. Conrad Huber von Weißenhorn, Johannes der Täufer. Schönenbergkirche Ellwangen.

bis 1745), der 1719 das Chorfresko in der Stiftskirche Wiesensteig und kurz zuvor wahrscheinlich Fresken im Kapitelsaal zu Zwiefalten ausgeführt hatte, um 1733 ferner die zerstörten Fresken in der Martinskirche zu Schwalsberg. Sein Sohn Servilianus Paulus (1703–1742) beteiligte sich mit C. Th. Scheffler an der (verschollenen) Altarausstattung der Ellwanger Jesuitenkirche und malte auch Altarblätter für die Stiftskirche. Der bereits genannte Ellwanger Hofmaler Edmund Wiedenmann (gestorben vor 1775), wohl ein Schüler des G. B. Götz in Augsburg, ist ebenfalls nur noch in wenigen Arbeiten faßbar, so in den flotten, leider verrestaurierten Fresken der Ellwanger Marienkirche von 1752, in dem 1911 in die Stiftskirche übertragenen ehemaligen Hochaltarblatt dieser Kirche mit der Himmelfahrt Mariae, in den



4. Christoph Thomas Scheffler, Himmelfahrt Mariae. Hist. Museum Frankfurt a. M.

Fresken der Kirche zu Stimpfach 1765 und einigen Zeichnungen.

Den beiden Malern *Koch*, Johann Georg (gest. 1799) und Joseph Anton (tätig Mitte des 18. Jhds.) sind mehrere gute Altarblätter in der Umgebung Ellwangens zuzuweisen, ferner die Kreuzwegsstationen in der Stiftskirche. Johann Nepomuk *Nieberlein* (gest. 1803), ausgebildet in Rom, malte 1774 die Deckenfresken in der Heiliggeistkirche zu Dinkelsbühl. Der seit 1777 von Wallerstein nach Ellwangen übersiedelte Anton *Wintergerst* (1737–1805) führte die Fresken in der Stadtkirche zu Aalen (1767) und in der Wallfahrtskirche zu Zöbingen (1783) aus. Nach dem Tode des Vaters seiner zweiten Frau übernahm er die bis in das 19. Jahrhundert hinein betriebene Fayencenfabrik in Schrezheim. Sein Sohn Joseph (1783–1867), von den Nazarenern als „deutscher Raffael" gefeiert, wurde 1824 Inspektor der Düsseldorfer Akademie. Vor allem ist dem alten Wintergerst jene einzigartige Sammlung barocker Handzeichnungen im Ellwanger Schloßmuseum zu verdanken, die neben gehaltvollen Arbeiten von Asam, Baumgartner, Bergmüller u. a. Vorzeichnungen von fast sämtlichen in Ellwangen tätigen Künstlern, z. T. für inzwischen zerstörte oder verschollene Werke enthält und eine gute Vorstellung von dem vielfältigen Vorbildermaterial eines spätbarocken Lokalmalers vermittelt[11].

Einen letzten Höhepunkt erreicht die Barockmalerei in Ellwangen durch die Entwürfe und Fresken der beiden Asamschüler Christoph Thomas Scheffler (1699–1756) und Matthäus Günther (1705–1788). Scheffler beginnt seine von Trier bis Neiße, von Mainz bis Regensburg reichende Künstlerlaufbahn mit der Ausmalung des Fürstensaales sowie des Treppenhauses im Ellwanger Residenzschloß um 1725 und der Ellwanger Jesuitenkirche 1727. Beide Aufträge, insgesamt achtzehn Fresken, dazu sieben schon 1725 entstandene Altarblätter und vier Leinwandbilder, ferner ein Fresko in einem Ellwanger Privathaus, zeigen einen talentierten Anfänger, der vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckt. In der Jesuitenkirche wagt er es sogar, den Stuck in Malerei vorzutäuschen. In einer Nische mit seinem Monogramm

5. Christoph Thomas Scheffler, Himmelfahrt Mariae. Ehem. Jesuitenkirche Ellwangen.

6. Matthäus Günther, Stifter und Heilige. Detailskizze für das Ellwanger Kuppelmodell, um 1735. Graph. Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart.

stellt er in übermütiger Laune eine Allegorie der siegreichen Malerei dar, wobei die Schwesterkunst der Plastik Eselsohren erhält. Ähnlich unbekümmert zeigt er sich selbst, als Jüngling neben einem bärtigen Alten stehend, in einem blinden Fenster des Fürstensaals. Obgleich in der Komposition wie in der Farbigkeit allenthalben das Vorbild seines Lehrers C. D. Asam zu erkennen ist, erweist sich Scheffler in diesen Frühwerken in Vielem selbständiger und freier als in seinen späteren Arbeiten. Von der Sorgfalt der Vorbereitungen zeugen nicht nur eine Reihe von Zeichnungen in der Ellwanger Sammlung, sondern ein bisher nicht identifizierter Entwurf im Historischen Museum Frankfurt für das Chorfresko der Ellwanger Jesuitenkirche (Abb. 4). Das Zaghafte des Anfängers wird in dieser, die sphärische Wölbung der Apsis berücksichtigenden Federzeichnung deutlicher als in der virtuosen Ausführung (Abb. 5). Einen vorausgehenden flüchtigen Entwurf mit Bleistift besitzt das Ellwanger Schloßmuseum. Die nur teilweise erhaltenen Malereien in den Räumen des Jesuitenkollegs dagegen schuf der Dillinger Anton Haffer 1723. An den Malereien in der Jesuitenkirche beteiligte sich außerdem der Jesuitenbruder Joseph Firtmair aus Schwandorf (1702–1738), wie Scheffler ein Schüler C. D. Asams, dessen Hauptwerke sich in Rottweil (Fresken der Kapellenkirche 1727/33) und Rottenburg (Weggental) befinden.

Nach diesen Jugendarbeiten scheint sich Scheffler noch einmal, wenigstens vorübergehend, in Ellwangen aufgehalten zu haben. Davon zeugt das Altarbild von 1733 in der Schönenbergkirche, vor allem aber eine ebenfalls in Ellwangen aufbewahrte Zeichnung für ein großes Deckenfresko mit der Darstellung der Glorie des hl. Vitus. Diese, dem Stil zufolge ebenfalls in den dreißiger Jahren entstandene Zeichnung darf vielleicht mit dem Projekt der zweiten Barockisierung der Ellwanger Stiftskirche in Verbindung gebracht werden, der einzigen St. Vitus geweihten Kirche in Schefflers Arbeitsbereich. Sie wurde zwar erst 1737 ff. von dem aus Ludwigsburg übersiedelten Architekten und Stukkateur D. R. Retti ohne Hilfe der Malerei

im Innern „modernisiert", doch die Pläne dafür bestanden schon seit 1732. Vielleicht war zunächst beabsichtigt gewesen, die Kreuzrippengewölbe des romanischen Mittelschiffs zu beseitigen und an ihrer Stelle eine durchgehende Tonne mit dem Fresko Schefflers anzubringen.

Der Plan scheiterte jedenfalls an den technischen Schwierigkeiten, ebenso ein zweiter Plan, von dem uns wiederum nur ein Entwurf im Ellwanger Museum berichtet. Es handelt sich um ein Kuppelmodell in Form einer innen bemalten Halbkugel aus Gips mit der Darstellung der von mehreren Heiligengruppen umgebenen Aufnahme Mariae in den Himmel. Das Modell darf auf Grund seines Stiles Schefflers jüngerem Mitschüler bei Asam, dem späteren Augsburger Akademiedirektor Matthäus Günther gegeben und in dessen Frühzeit um 1735 datiert werden[12]. Eine vor kurzem in der Graphischen Sammlung der Stuttgarter Staatsgalerie aufgefundene Bleistiftzeichnung für die Hauptfigurengruppe des Modells bestätigt die Zuschreibung (Abb. 6). Da das unhandliche und transportempfindliche Modell sicher für den Ort entstanden ist, an dem es sich heute und seit mehr als hundert Jahren befindet, wird man seiner Entstehungszeit zufolge wiederum in erster Linie an einen Entwurf für die – neben Vitus auch Maria geweihten – Stiftskirche denken. Bis zum Beweis des Gegenteils werden wir annehmen müssen, daß damals um 1735 beabsichtigt war, die romanischen Gewölbekuppeln zwar zu belassen, die – de facto rein dekorativen Zwecken dienenden – Kreuzrippen hingegen zu entfernen, um dadurch größere Flächen für eine Folge von Kuppelfresken zu gewinnen. Günther könnte sogar durch Scheffler von diesem Vorhaben erfahren haben; war doch der ältere der beiden Asamschüler damals meist bereits mit größeren Aufträgen außerhalb seines Wohnortes Augsburg überhäuft.

Beide Entwürfe blieben unausgeführt, sicher nicht zum Nachteil des ehrwürdigen Bauwerks. Die mit der Barockisierung beauftragten Italiener nahmen auf die romanische Substanz der Stiftskirche verständnisvolle Rücksicht, so daß seine kraftvollen Formen und Verhältnisse selbst heute noch zu erkennen sind. Für größere Aufträge an die Malerei indessen blieb kein Platz. Was an Gemälden benötigt wurde, entnahm man im Gegenteil und nicht weniger einfühlend dem Vorrat älterer Generationen. Die spärlichen größeren Aufträge der Folgezeit, die Modernisierung der Marienkirche 1753, Altarblätter in anderen Kirchen und Kapellen, Arbeiten in den Kirchen und Schlössern der näheren und weiteren Umgebung wurden von den schon genannten einheimischen Malern ausgeführt. Soweit sie erhalten sind, bezeugen sie die gute Schulung und das sichere Gestaltungsvermögen dieser lokalen Künstler und die Vorbildhaftigkeit der großen Leistungen des frühen 18. Jahrhunderts in Ellwangen. So verwendet M. Paulus in seinen kleinen Elfenbein- und den großen Stuckreliefs immer wieder Motive aus Werken der barocken Malerei in Ellwangen. Drei seiner fein getönten Stuckreliefs in der Kollegiumskirche zu Ehingen a. D. übernehmen Kompositionen J. M. Steidls aus der Schönenbergkirche, während die „Anbetung der Hirten" im Kölner Domschatz auf Belluccis Hochaltarblatt zurückgeht. Die Blütezeit der Malerei war jedoch hier um 1730 bereits vorbei. In der Zeit, da im übrigen Süddeutschland der Pinsel eines J. B. Zimmermann, J. E. Holzer, M. Günther, G. B. Götz, P. Troger seine Triumphe feiert, da der Stern eines Maulbetsch, Zeiller, Knoller, Zick überhaupt noch nicht aufgegangen war, kehrt Ellwangen bereits wieder zur Ruhe einer saturierten Duodezresidenz zurück mit ihren zwar recht tüchtigen, doch kaum mehr als lokalgeschichtlich bedeutsamen Künstlern.

Anmerkungen:

[1] Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Jagstkreis, Stuttgart 1900, S. 129 f. – [2] R. Lang, Die Gnadenkapelle auf dem Schönenberg, Ellwanger Jahrbuch 1958–1959, S. 126 f. – [3] B. Bushart, Die Barockisierung der Stiftskirche im Jahre 1661/62, Ellwanger Jahrbuch 1947–1949, S. 53 f. – [4] H. Lorenz, Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg, III, Mannheim 1869, S. 58. – [5] Eugen Eger, Matthäus Zehender, Bad Mergentheim o. J., S. 78. Bei der Vorbereitung für die Jubiläumsausstellung „1200 Jahre Ellwangen" fand ich in der Nebensakristei der Stiftskirche und auf dem Dachboden des Stadtpfarrhauses zwei, wahrscheinlich zu einer Passionsfolge oder einem Kreuzweg gehörende, Ölgemälde in stark verschmutztem Zustand, die von dem aus Biberach stammenden, in Italien und Augsburg tätigen Maler Johann Heinrich Schönfeld (1609–1682/83), mindestens aus seinem nächsten Umkreis stammen. Eine endgültige Bestimmung wird erst nach der Reinigung der Bilder möglich sein. – [6] W. Braun, Christoph Thomas Scheffler, Stuttgart 1939, S. 97 Anm. 1, S. 99 Anm. 10. – [7] Ebenda, S. 101 Anm. 14. – [8] B. Bushart, Melchior Steidls Entwürfe für die Fresken in der Schönenbergkirche zu Ellwangen, Festschrift E. Hanfstaengl, München 1961, S. 95 ff. – [9] L. Mangold, Stukkatoren und Stuckarbeiten in Ellwangen, Stuttgart 1938, S. 51 ff. – [10] B. Pfeiffer, Die Malerei der Nachrenaissance in Oberschwaben, Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N F XII, 1903, S. 59. – [11] B. Bushart, Meisterzeichnungen des Barock aus dem Schloßmuseum Ellwangen, Das Münster, VI, 1953, S. 77 ff. – [12] B. Bushart, Ein unbekanntes Frühwerk Matthäus Günthers in Ellwangen, Jahrbuch der Bildenden Kunst, III/I, München 1950, S. 235 ff.

Ellwangen in Geschichte und Gegenwart

Von Viktor Burr

Ein besonderes Fluidum strömt von diesem Städtchen aus. Abseits von den großen Verkehrswegen, im Nordosten an der Peripherie des Landes Baden-Württemberg gelegen, respektiert es die Vergangenheit als seine eigene Geschichte – aber nicht um sie nachträglich zu bestätigen oder zu rechtfertigen, sondern um ihr die Forderungen der Zukunft zu entnehmen. Religiöse und kulturelle Kräfte haben Ellwangen entstehen lassen, prägten sein äußeres Erscheinungsbild und geistiges Gesicht, sind heute noch wirksam an dem Platz, der als Ziel für Wallfahrer, als Bildungs- und Erziehungsstätte, als Beamtenstädtchen mit einem im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl relativ starken Anteil an Angehörigen des höheren Dienstes der verschiedenen Berufsgruppen bekannt ist. Typisch für Ellwangen ist die Überbrückung der chronologischen Distanz in der Vergegenwärtigung, die Synthese von Vergangenheit und Gegenwart, die auch vom Bild der Zukunft her bestimmte Antwort auf die akut gewordene Frage nach den gültigen Traditionen gibt.

Das zwölfhundert Jahre alte Ellwangen hält durch seine Jubiläumsfeier nicht nur Rückschau schlechthin, sondern stellt vielmehr die Frage nach dem Hintergrund und nach den Wurzeln seiner gegenwärtigen Existenz. Die um 850 von dem Ellwanger Mönch Ermenrich verfaßte erbauliche Schrift über den Anfang und die Gründerzeit des Klosters (Vita Hariolfi) berichtet über den Anlaß zum Eintritt Hariolfs in den Ordensstand, über den Gründungsvorgang sowie über Einzelheiten aus dem Leben des Konvents der Anfangszeit. Es mag uns heute nicht ganz leicht fallen, die Deutung, die Ermenrich als Repräsentant der Ellwanger Klostertradition gibt, mit unserem Wirklichkeitsverständnis zu vereinbaren, aber hinter der hagiographisch-paradigmatischen Tendenz ist das Faktum einer von Langres aus geförderten geistlichen Stiftung im Virngrund erkennbar. Es handelt sich um eine typische Eigenkirchengründung, die, topographisch und historisch betrachtet, durch die bayrisch-fränkischen Wechselbeziehungen der pippinischen Zeit bedingt ist. Einträge im Gedenkbuch des Klosters Reichenau widerlegen die These von der Identität Harolfs und Erlolfs, bestätigen also die in der Vita Hariolfi vorausgesetzte Personenverschiedenheit und legen die Zugehörigkeit der beiden Brüder zu einer frankophilen Seitenlinie des bayrisch-alemannischen Herzogshauses nahe. Als politisch zuverlässiger Angehöriger der Sippe der Agilolfinger rückt Erlolf nach der Verständigung Pippins mit dem jungen Bayernherzog Tassilo in den Kreis der hohen fränkischen Reichsgeistlichkeit auf und erhält nicht zuletzt im Hinblick auf seine Herkunft um 760 gerade den burgundischen Bischofsstuhl von Langres. Während seiner Amtszeit erfolgt durch Hariolf, der wohl in das mit dem bischöflichen Stuhl von Langres eng verbundene Kloster St. Benignus in Dijon eingetreten war, nach der einhelligen Ellwanger Überlieferung im Jahre 764 unter Beteiligung seines Bruders Erlolf die Gründung der Mönchsniederlassung an der Grenzlinie zwischen Ostfranken und Rätien im Virgunnawald. Der Vorgang wird konventionell und entsprechend der Topik der mittelalterlichen Vita-Literatur geschildert, wobei Ermenrich in seinem vorangestellten Bericht an Stelle einer richtigen Etymologie des Flurnamens Elchwang (Elchhalde) bezeichnenderweise die ätiologische Legende vom Elchfang bringt. Der ausgesuchte, leicht zum Jagsttal sich neigende Platz in einem damals kirchlich noch nicht erfaßten und organisierten Gebiet in den Randzonen der Bistümer Augsburg, Eichstätt und Würzburg, in dem Außenbesitzungen des fernen Klosters Fulda lagen, und die 763 aufgetretene Spannung zwischen Pippin und Tassilo in Verbindung mit den im folgenden Jahr in Worms beschlossenen Maßnahmen ließen die Errichtung eines ausbaufähigen Eigenklosters durch den für die besonderen Aufgaben Bayern gegenüber geeigneten und politisch zuverlässigen Hariolf zweckmäßig erscheinen. Auch die auffallend reiche Erstausstattung an Reliquien und die ursprüngliche Bevorzugung des heiligen Stephanus weisen auf eine besondere kirchliche Mittelpunktgestaltung hin.

Der Tod Pippins, die Ablösung Erlolfs durch Hariolf und das frühe Ableben Karlmanns scheinen einen Wechsel in der kirchenpolitischen Zweckbestimmung des Klosters angebahnt zu haben. Abt Fulrad, der mächtige Mann am Hof Karls d. Gr., setzt sich in Herbrechtingen, Eßlingen und wahrscheinlich in Schwäbisch Gmünd fest. Als Bischof Hariolf zwischen 775 und 778 in sein Kloster Ellwangen zurückkehrt, ist er nur auf sein durch die Attraktionskraft der

Ellwangen in der Kosmographie des Sebastian Münster. Holzschnitt von R. M. Deutsch, 1549.

Schutzheiligen Sulpitius und Servilianus und durch die Rodungstätigkeit aufblühendes Kloster beschränkt. Überörtliche Aufgaben werden der Abtei Ellwangen von Karl d. Gr. nicht zugewiesen. 803 erreicht Bischof Sintpert von Augsburg, ein Liebling des Kaisers, eine nicht unbedeutende Erweiterung seiner Diözese nördlich der Donau.

Konzentrierung auf die ausschließlich benediktinische Aufgabe ist für die Folgezeit der oberste Gesichtspunkt des Adelsklosters, dessen starker Konvent in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts seine geistige und materielle Blüte erlebt. Männer wie Ermenrich und Altger standen mit den Trägern des karolingischen Humanismus in Verbindung. Bereits 817 erscheint Ellwangen in der zweiten Klasse der Reichsabteien. 870–873 wird der Slavenapostel Methodius nach seiner Verurteilung in Regensburg auf Betreiben Ermenrichs hier gefangengehalten. Durch die königliche Verleihung der Abtei Ellwangen als Pfründe an Große des Reiches beginnt eine Epoche des Niedergangs, die nur kurz durch den Reformabt Sandrat unterbrochen wird. Unter seinem Nachfolger wird 979 dem Kloster durch eine päpstliche Bulle Benedikts VII. eine passive Exemtion gewährt. Im folgenden Jahr erhält es eine Vitusreliquie. Die bisherigen Hauptpatrone Sulpitius und Servilianus werden zunächst noch zusammen mit Vitus genannt und treten dann allmählich in die Reihe der übrigen Patrone (tutelares) zurück. Der wirtschaftliche und geistige Tiefstand des alten Klosters, das ab 1003 zu den vom Kaiser am meisten begünstigten Reichsabteien zählt, wird in den Jahrzehnten nach dem Brand der Kirche im Jahre 1100 offenbar. Wohl wird unter großen finanziellen Opfern die Kirche wiederaufgebaut und nach einer langen Bauzeit im Jahr 1124 geweiht. Die unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen Abt Helmerich und dem Konvent, die in einer Klageschrift ihren Niederschlag gefunden haben und zum Rücktritt des Abtes führten, zeugen von einer sittlichen und wirtschaftlichen Verwahrlosung, der Abt Adalbert I. (1136–1173) wirksam begegnete. Eine neue Aufwärtsbewegung setzt ein, die im Umbau des Klosters, in der Gründung der Stadtsiedlung – das Marktrecht ist seit 1147 durch Münzen nachgewiesen –, im Aufbau der 1182 wiederum abgebrannten Klosterkirche, in der Anlage einer Burg ob Ellwangen und vor allem in der Erhebung des Abtes in den Reichsfürstenstand ihren

sichtbaren Ausdruck findet. Der erste Fürstabt Kuno I. (1188–1221) spielte in der Reichspolitik eine nicht unbedeutende Rolle, zuletzt als königlicher Unterhändler in Rom über die Kaiserkrönung Friedrichs II. Der besondere Beitrag Ellwangens aus dieser Zeit besteht in der Konzeption des von Kennern oft bewunderten Stadtplanes und in der auf schwäbischem Boden erstmals beim Wiederaufbau des 1233 konsekrierten Gotteshauses erfolgten Ablösung des Prinzips der flachen Holzdecke durch das der gewölbten Kuppeln.

Unruhige Zeiten des 13. Jahrhunderts mit ihren aus politischen Gründen verhängten Exkommunikationen, einsetzende Zerwürfnisse zwischen Kloster und Stadt, Auseinandersetzungen besonders mit den Ottingern und Strahlenbergern über Ellwanger Außenbesitzungen, die durch verschiedene Brände zwangsläufig entstandene und durch schlechte Verwaltung noch vermehrte Schuldenlast, der einsetzende Verfall der Klosterzucht künden das Ende der Abtei an. Reformversuche, Sparmaßnahmen, die Übernahme der Schirmherrschaft über das Kloster durch die Grafen von Württemberg, das verdienstvolle Wirken Siegfried Gerlachers, des einzigen Abtes bürgerlicher Herkunft, konnten den immer weiter um sich greifenden Verfall nicht aufhalten. Schicksalsschläge äußerer Art wie die beiden Brände von 1433 und 1443, die Pestepidemie des Jahres 1439 sowie zwei große Hungersnöte, vor allem aber die innere Unsicherheit über den Weiterbestand des Reichsgotteshauses und des Klosterstaates führten das aktive Eingreifen einerseits des Grafen von Württemberg, andererseits des Bischofs von Augsburg herbei. Unter dem 48. Abt Johann II. von Hürnheim wurde 1460 die Abtei durch den Augsburger Bischof Petrus Kardinal von Schaumberg mit Einwilligung des Papstes Pius II. in ein Chorherrnstift mit einem Fürstpropst, zwölf ritterbürtigen Kanonikern mit einem Dekan an der Spitze und zwölf Chorvikaren umgewandelt.

Die faktische Aufhebung des Klosters hat entgegen mancher damaliger Voraussagen Ellwangen nicht tödlich getroffen, wie denn überhaupt die kirchenrechtliche Neukonstituierung von 1460 als Umformung im Sinne des ursprünglichen Stiftungsgedankens empfunden wurde. Der erneute Rückgriff auf die Vita Hariolfi, die 1470–1473 auch ins Deutsche übersetzt wurde, und die Anfrage in Langres über die Wappen der bischöflichen Gründerbrüder bestätigen diese Auffassung. Die Fürstpröpste, größtenteils den Familien des Fürstenstandes und des hohen Adels entstammend, prägen dem Gesicht der Stadt die charakteristischen Züge einer geistlichen Residenz auf. Die religiöse Überzeugungskraft verbunden mit einem ausgesprochenen christlichen Weltverständnis ist das geistige Fundament, auf dem die Schöpfungen vorbildlicher Verwaltung, künstlerischer Gestaltung und seelsorgerischer Betreuung gegründet sind. Frei von jeglichem Puritanismus, aufgeschlossen für die ihnen gestellten geistlichen und kulturellen Aufgaben ließen die 20 Pröpste Gotteshäuser und Kapellen bauen, sicherten sich die Mithilfe der Jesuiten für die Seelsorge, förderten die Wallfahrt auf dem Schönenberg, brachten dem Schulwesen großes Verständnis entgegen, verpflichteten sich namhafte Künstler wie z. B. Mathias Schmutzer aus Wessobrunn, Michael Thumb aus Bezau, Maximilian von Welsch, Melchior Steidl, den Asamschüler Thomas Scheffler, Franz Josef Roth aus Ellingen, Ricardo Retti, Emanuel Pighini, Balthasar Neumann, Melchior Paulus, Friedrich Arnold Prahl, waren sich ihrer sozialen Verpflichtung bewußt und brachten das Handwerk zu hoher Blüte. Ellwanger Zunftbücher sind vom 15. Jahrhundert an erhalten. Selbst ein Hüttenwerk, eine Fayencefabrik und Glashütten fehlten nicht. Der Umstand, daß im 18. Jahrhundert die Würde des Fürstpropstes als Nebenpfründe den höchsten geistlichen Reichsfürsten verliehen wurde, hat sich sehr segensreich ausgewirkt.

Im Zeitalter des Barock hat Ellwangen seine Blüte erlebt. Die durch die Initiative des verehrungswürdigen P. Philipp Jeningen S. J. errichtete Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg nimmt als erster Bau des „Vorarlberger Münsterschemas" seinen Platz in der Kunstgeschichte ein. Bleibende Zeugen des Gestaltungswillens dieser Kunstepoche sind die ehemalige Jesuitenkirche (heute evangelische Kirche) mit dem Kollegiumsgebäude nebst Lyzeum (Landgericht und Staatsanwaltschaft), die Innenausschmückung der altehrwürdigen romanischen Stiftskirche, das Palais Adelmann, die verschiedenen Chorherrnhäuser, das alte Stiftsrathaus (Civilkammer), das Spitalgebäude, die Kustorie, die hochgeschwungenen Giebel der Bürgerhäuser und nicht zuletzt das Schloß ob Ellwangen. Dem Stiftsdekan Ignatius Desiderius von Peutingen und dem Fürstpropst Franz Georg Graf von Schönborn kommt ein besonderes Verdienst zu. Kein Besucher Ellwangens vergißt die städtebaulich überaus wirkungsvolle, großzügige Ausgestaltung des ovalen Halbrunds um die Stiftskirche und des westlichen Vorplatzes (Abb. S. 97).

Durch den Frieden von Luneville (1801) hat Herzog Friedrich von Württemberg sein linksrheinisches Gebiet Mömpelgard verloren und im folgenden Jahr die Fürstpropstei Ellwangen als Ausgleich versprochen

Der Stadtkern von Ellwangen. Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 15673

erhalten. Sofort wird Ellwangen besetzt. Das geistliche Fürstentum mit seinem vielgestaltigen Kultur- und Wirtschaftsleben, mit seinen 10 Ämtern, 139 Ortschaften und Weilern, 118 Höfen, seinem großen Wald- und Grundbesitz nebst Eisenindustrie und 25 000 Einwohnern gehört nun der Vergangenheit an. Die bevorzugte Stellung als Regierungssitz von Neuwürttemberg wird durch die Konstituierung des Königreiches 1806 hinfällig. Eine Wende scheint sich anzubahnen. Mag die 1811 erfolgte Verleihung des Prädikats „Unsere gute Stadt" als gutgemeinte Geste des Königs von Württemberg gewertet werden, der Plan, Ellwangen zum Sitz des zukünftigen katholischen Landesbischofs zu machen, verrät den unverkennbaren Willen, die ehemalige geistliche Residenz – wenn auch unter anderen Verhältnissen – wiedererstehen zu lassen. 1812 werden ein Generalvikariat, eine Philosophisch-Theologische Hochschule unter der anspruchsvollen Bezeichnung „Friedrichs-Universität" sowie ein Priesterseminar eingerichtet. Aber bereits 1817 werden das Generalvikariat und das Priesterseminar nach Rottenburg verlegt und die Hochschule als Katholisch-Theologische Fakultät der Landesuniversität Tübingen inkorporiert. Als König Wilhelm I. 1817/18 das Land in vier Kreise mit zusammen 64 Oberämtern einteilt, wird Ellwangen Vorort des Jagstkreises und damit Sitz einer Kreisregierung und eines Kreisgerichts (Landgericht) sowie eines Oberamts, eine typische Beamtenstadt, in der Richter, Verwaltungs-, Vermessungs-, Bau-, Finanz- und Justizbeamte, Gymnasiallehrer und Forstmeister den Ton angeben. Diese Honoratioren, soweit sie als württembergische Beamte der evangelischen Kirche angehören, sind von nun an aus dem Erscheinungsbild

der bisher ausschließlich katholischen Stadt nicht mehr hinwegzudenken. Durch die Verwaltungsvereinfachung von 1924 wird die Kreisregierung aufgehoben und durch die Zusammenlegung der 64 Oberämter in 37 Kreise wird Ellwangen 1938 neben Bopfingen, Neresheim, Lauchheim und Wasseralfingen eine Landstadt des Kreises Aalen, die seit 1956 auch Garnison der in die frühere Unteroffiziersschule und nachmalige SS-Kaserne eingezogenen Einheit der Bundeswehr ist. Die Geschichte Ellwangens im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ausgefüllt mit der Umstellung von der Residenz eines selbständigen Territoriums zu einer kleinen Beamtenstadt. Geblieben ist jedoch bis in die Gegenwart über alle Wandlungen und Verwandlungen hindurch das Bewußtsein von der Eigenständigkeit und der schon in der Gründung angelegten besonderen Aufgabe Ellwangens.

Das heutige Ellwangen befindet sich im Umbruch und bemüht sich um moderne, zeitgemäße Formen. Dabei verbindet es Achtung vor der Vergangenheit mit der Bejahung der Gegenwart. Der wirkungsvolle städtebauliche und architektonische Kontrast der in den letzten Jahren erstellten Gebäude wie z. B. des Kreiskrankenhauses, des Gymnasiums oder der Frauenklinik sowie des Mutterhauses der Annaschwestern und vor allem der Neusiedlungsgebiete zu dem um die Stiftskirche gelegenen Stadtkern ist geradezu eine Illustration für diese Auffassung. Das kulturelle Leben ist vielgestaltig und lebendig. Der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte Ellwangens dient der Geschichts- und Altertumsverein, dessen Jahrbücher in der Fachwelt Beachtung finden. Der nach dem zweiten Weltkrieg gegründete rührige Stiftsbund trägt durch seine Veranstaltungen, die sich durch ein hohes Niveau auszeichnen, zur geistigen Auseinandersetzung über philosophische, literarische, künstlerische und religiöse Gegenwartsfragen und zu einem besseren Verständnis der Vergangenheit bei. Die eben ausgebaute Fest- und Turnhalle ermöglicht Aufführungen, deren Träger die Theatergemeinde und der Sängerbund sind. 1962 betrug der Kulturaufwand 86 338 DM. Für die verschiedenen Schultypen mit insgesamt 2262 Schülern entstanden im Jahr 1961 an Ausgaben 998 236 DM. Das über 300 Jahre alte Peutingergymnasium mit seinen nahezu 800 Schülern, unter denen sich Zöglinge des bischöflichen Konviktes und des Missionsseminars Josefinum befinden, die Mädchenmittelschule St. Gertrudis, die Berufsschulen und das moderne Schulheim Marienpflege mit dem eben erstellten Kinderdorf rechtfertigen den Ruf Ellwangens als Schulstadt.

Der Charakter Ellwangens als Wallfahrtsort erfährt eine zeitgemäße Ausweitung im Sinne einer Stätte religiöser Begegnungen und Tagungen vor allem im Exerzitienhaus auf dem Schönenberg. Die großen Wallfahrten der Heimatvertriebenen sind ebenso zu einem festen Bestandteil geworden, wie die regelmäßigen Treffen des „Ellwanger Kreises" der CDU. Zu den überkommenen Filialen weiblicher Orden treten jetzt der Hauptsitz einer Missionsgesellschaft und das Mutterhaus einer modernen, sozial ausgerichteten Schwesterngemeinschaft. Ohne Berücksichtigung der konfessionellen Zusammensetzung der Bundeswehrangehörigen zählt zwei Drittel der Stadtbevölkerung zur katholischen und ein Drittel zur evangelischen Konfession.

Trotz seiner zahlreichen staatlichen Ämter, deren Wirkungsbereiche sich zum Teil auf mehrere Kreise erstrecken (z. B. Landgericht), ist Ellwangen heute nicht mehr die Beamtenstadt schlechthin. Schon durch die Aufnahme von weit über 3000 Heimatvertriebenen (26,5 %) ist eine Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung (1939 = 6935; 1962 = 13 047 Einwohner) festzustellen. Durch Ausweitung vorhandener Betriebe und durch Neuansiedlung von Industrieunternehmen werden die benötigten Arbeitsplätze geschaffen. Die Zahl der in gewerbesteuerpflichtigen Betrieben beschäftigten Arbeitnehmer steigt von 3457 im Jahre 1953 auf 5154 im Jahre 1962. Trotzdem verdienen noch etwa 650 Einwohner auswärts ihren Unterhalt, und täglich fahren etwa 1500 Personen aus der Umgebung durch Ellwangen oder an der Stadt vorbei nach auswärts zur Arbeit. Der Bedarf an Industriegelände kann nur Zug um Zug durch landwirtschaftlich genutzte Flächen befriedigt werden. Wenn es auch verfrüht ist von einem Industriestädtchen zu sprechen, soviel kann doch gesagt werden, daß eine ausbaufähige Industrie in Verbindung mit zahlreichen aufblühenden Handwerks- und Handelsbetrieben schon jetzt der Stadt ein anderes Gepräge geben. Noch liegt Ellwangen bei den Steuereinnahmen, gemessen an der Steuerkraft vergleichbarer Städte der Größenordnung zwischen 10 000 und 20 000 Einwohnern, an der unteren Grenze. (1961 = 2 972 592 DM, davon 56 % des Aufkommens aus der Gewerbesteuer), aber eine Aufwärtsbewegung ist unverkennbar. Der historisch bedingte Stillstand ist überwunden.

Ellwangen geht mit der Zuversicht, die sich auf eine zwölfhundertjährige Vergangenheit stützt, an die zukünftigen Aufgaben, die ihm gestellt werden und wird durch seine Eigenart auch weiterhin unserer schwäbischen Heimat ein besonderes Kolorit geben.

Erinnerung und Dank

Reiniger und Pleuer zum Gedächtnis aus Anlaß einer Jahrhundertausstellung

Eine Rede von Ernst Müller

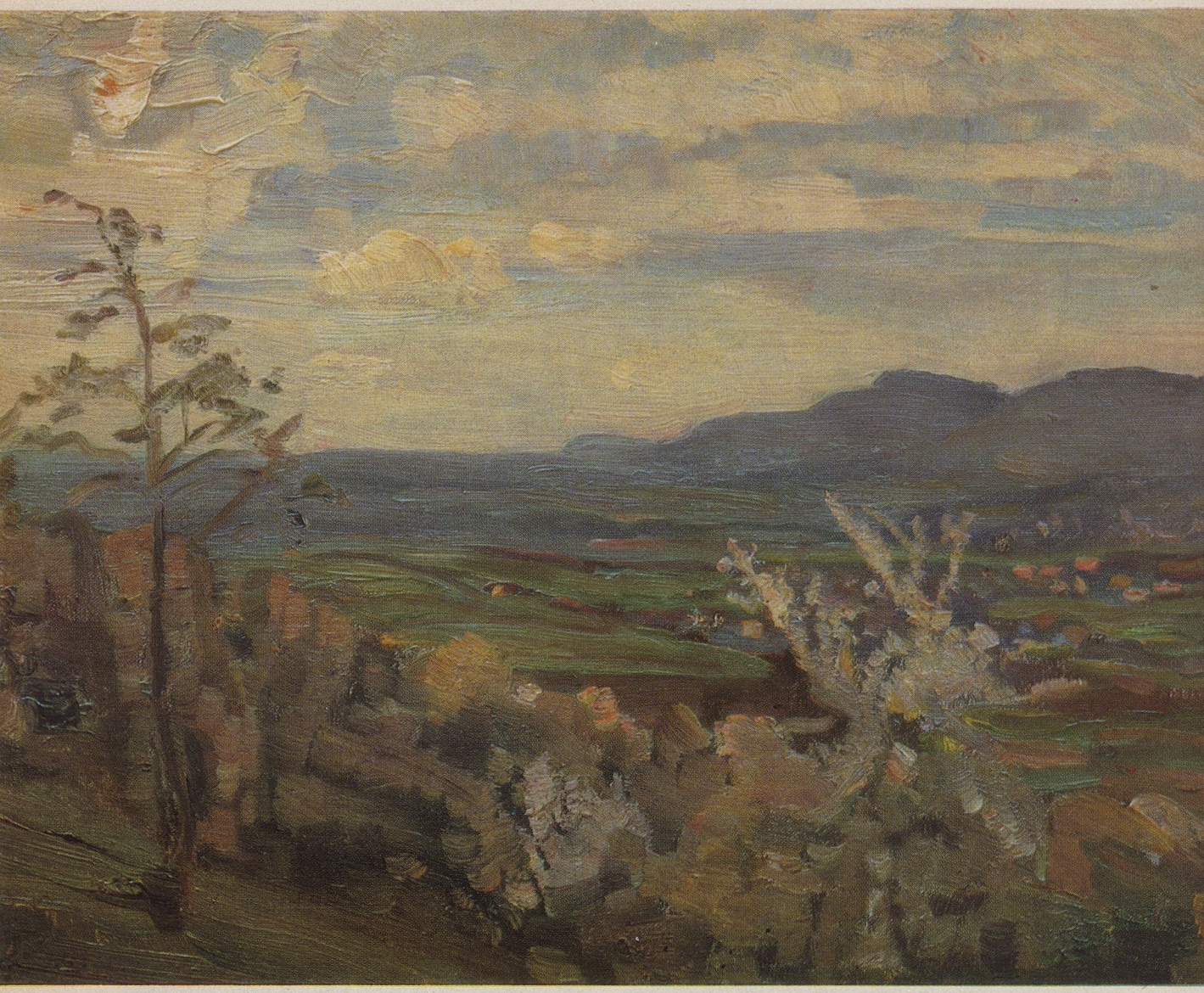
Vor hundert Jahren ist Otto Reiniger in Stuttgart und Hermann Pleuer in Schwäbisch Gmünd geboren worden. Keiner von beiden erreichte das 50. Lebensjahr. 1909 raffte Reiniger auf seinem Landgut Tachensee bei Korntal eine böse Krankheit weg. Sein Weggenosse und Freund folgte ihm zwei Jahre später. Titulierte Professoren ohne Lehrauftrag, hat man beide in Stuttgart mit Gedächtnisausstellungen geehrt, sie rückten in den Thieme-Becker ein, man etikettierte ihr Werk als schwäbischen Impressionismus. Und dabei ist es bis heute geblieben. Daß beide eine Sternstunde schwäbischer Malerei heraufführten, wissen nur wenige, ins allgemeine Kulturbewußtsein der Deutschen ging ihr unzweifelhafter Effekt nicht ein. Meine Rede hat keinen anderen Auftrag als den, das Unvergängliche ihrer Kunst dem heutigen Geschlecht zu erinnern. Auch wenn die Ausstellung vergessen sein wird, bleibt die Erinnerung an sie, gestützt durch den ausgezeichneten Katalog, den die Direktion der Galerie der Stadt Stuttgart fertiggestellt hat. Er enthält neben vielen mehrfarbigen Abdrucken der bekanntesten Landschaften und Eisenbahnbilder der beiden Künstler auch Beispiele von zeichnerischen Skizzen, die fast alle im Privatbesitz von Sammlern sind. Ich erwähne hier für Interessenten die Orte, wo Reiniger und Pleuer gesammelt aufgehängt sind: Die Staatsgalerie Stuttgart, die Galerie der Stadt Stuttgart, für Pleuer die Großsammlung des Freiherrn von König-Fachsenfeld auf Schloß Fachsenfeld, für Reiniger den Familienbesitz auf Gut Tachensee bei Korntal. Wichtige Eisenbahnbilder sind im Besitz der Stadt Essen, das übrige befindet sich in Privathänden.

Ich habe von meinem Lehrer Karl Konrad Düssel, Kunstkritiker am Stuttgarter Neuen Tagblatt, die beste Einführung in das Betrachten von Landschaften bekommen. Damit eine Landschaft überhaupt als Gegenstand präzis wird in unserer Vorstellung, bedarf es der fiktiven Distanz, die ungefähr die Distanz ist, die der Maler selbst im Stadium der Skizze, draußen im Freien eingenommen hat. Beachtet man das Distanzgesetz nicht, entfernt man sich zum Bilde hin oder vom Bilde weg vom idealen Betrachterort, verfehlt man gerade das, auf was es dem Maler angekommen ist: die Atmosphäre, anders gesagt die Stimmung, die Gestimmtheit des Bildes. Zu nah sehen wir nur eine gehäufte Masse von chaotischen Flecken, zu weit weg verfließt die Stimmung in Postkartensentimentalität. Warum? Weil der Maler seinen Naturausschnitt nicht idealiter, sondern realiter in einer bestimmten, nach Tageszeiten feststellbaren Beleuchtung in sein Auge aufgenommen hat, wobei zur Beleuchtung auch ruhende oder bewegte Luft gehören, die wiederum das Wolkenspiel beeinflussen und die jahreszeitlichen Erscheinungen von Wiesen, Bäumen, Hügeln, Böschungen, Teichen, Wasser eigenartig und höchst individuell, gleichsam nie so erlebt, verwandelt haben. Eine Landschaft, wie sie Reiniger vorschwebte, ist, soweit das eben mit Farbe möglich ist, Natur, aber der gegenständlichen Natürlichkeit völlig entfremdete Stimmung, gleichsam Natur, wie sie von innen her gesehen und beleuchtet ist, aber so, daß dieses Innere dem Beschauer ein Äußeres, eine Oberfläche, eine Erscheinung in einem sehr realen Lichtaugenblick, sei es Herbst, Schneeschmelze, Frühling, vortäuscht.

Real-individuell auch darin, daß Wasser nicht gleich Wasser, sondern einmal ein Geschäume von breitrollenden Wellen eines grüngrauen Gletscherbaches (Inn und Eisack) ist, dann wieder braungoldenes Geringel von Keuperbächen, die nach einem Gewitter vom Schlamm aufgewühlt sind, in einer violettlichrötlich-erdigen weichen Landschaft. Real-individuell auch darin, daß Luft nicht gleich Luft ist, sondern verschieden blaugetönte Dunstwand nach Art von Luftperspektiven, wie sie zum erstenmal Leonardo da Vinci gemalt hat, aber bei Reiniger nicht als Hintergrund, sondern flächenhaft in der Zweiteilung von Luft-Licht und bestrahlter Erde.

In Gesprächen mit einem Maler, der in seiner Jugend noch mit Reiniger „Feuerbächle" gemalt hatte, erfuhr ich, daß Reiniger sich immer gewehrt hat, ein Impressionist zu sein, er wollte schlicht eben ein Landschafter sein.

Wenn das Bild des Franzosen Monet, „Sommertag" geheißen, ein Prachtstück der Württ. Staatsgalerie, erworben 1904, klassischer Impressionismus ist, also



Otto Reiniger, Kirschblüte im Remstal (Ausschnitt), um 1903. Galerie der Stadt Stuttgart

Hermann Pleuer, Lokomotive im Schnee beim Stuttgarter Hauptbahnhof, 1906. Galerie der Stadt Stuttgart

einen sommerlichen „Eindruck", aufgelöst in das Geflimmer der sieben Spektralfarben intensivster Helligkeit, einen gesteigerten Lichtaugenblick festhält, dann sind Reinigers Feuerbäche, Kocherbilder und andere Landschaften ohne Zweifel kein Impressionismus. Reiniger, so belehrte mich mein Malerfreund, selbst ein bedeutender Landschafter, war zwar Freiluftmaler, aber kein Freilichtmaler. Die Gründe hierfür wurden mir sofort klar.

Erstens: Reiniger malte im Freien Studien oder Skizzen. Die Studien nahm er dann, wie etwa auch Zeichnungen, mit ins Atelier und arbeitete sie zu einer monumental komponierten Landschaft um. War die Studie reiner Eindruck, dann die nach ihr gefertigte Komposition mit eigenen malerischen Vorstellungen gestalteter Ausdruck. Das Augenblickliche der Skizze wurde ähnlich wie in der Technik Cézannes zu einer Dauer-Struktur. Der Stuttgarter Kunsthistoriker Heinrich Weizsäcker verglich schon im Jahre 1916 mit vollem Recht eine Reinigersche Landschaft mit der „paysage intime" eines Poussin oder Claude Lorrain. „Paysage intime" will hier das Klassische der vollen Autonomie einer Landschaft bedeuten, die in Vorder-, Mittel- und Hintergrund, in Waagrechte und Senkrechte nach den Regeln gegliedert ist, die noch bis in die romantische Landschaft gegolten haben.

Zweitens: Reiniger erkannte, daß in einer schwäbischen Landschaft völlig andere Lichtverhältnisse vorfindlich sind als in einer Île-de-France-Landschaft. Es gibt bei uns zulande weder reine Sonne noch italienische Himmel noch dunstfreies reines Licht. Mit seinem geschulten Auge sah er für malerische Tönungen brauchbares Spiel von Licht in den Spiegelungen fließenden oder ruhenden Wassers nach Gewitterregen, in von Wind bewegten Interieurs von Waldwinkeln, in Obstbäumen, die im Frühlingsblütenblust gegen erwachende dunkle Erde leuchten, im Morgenstrahl früher Dämmerungen glitzernde Flüsse (Kocherbilder), in der herbstlichen Färbung fallenden Laubes und besonders und immer wieder in Schneeschmelzestimmungen (Feuerbachbilder). Die Kunst seiner Landschafterei bestand darin, eine beobachtete Stimmung von Licht in eine Komposition umzusetzen, in der es nur einen Großkontrast gibt, den Kontrast des clair-obscur, der hellen Atmosphäre gegen die dunkle Atmosphäre. Die Farbwerte, die zwischen Hell und Dunkel lagen, modulierten Himmel und Wolken heller, Erde dunkler. Modulation hieß dann technisch geredet: das Setzen von Schattenreflexen, die blau in der stofflichen Sphäre und rosagolden in der Luftsphäre wurden. Weder Slevogt noch Corinth oder Liebermann, Reinigers Zeitgenossen im impressionistischen Stil, haben so formbildende und gegenstandsverdichtende Schattenreflexe malen können wie er, der Meister seiner schwäbischen Landschaft. Vielleicht konnte das ein Kolorist von Rang eben nur fertigbringen an diesem einzigartigen und wohl auch einmaligen schwäbischen Modell.

Erlauben Sie mir kurz ein Wort zur Einfühlungsästhetik. In der Epoche des Impressionismus lehrte man auf den Hochschulen Farben als Empfindungswerte zu verstehen. Man sprach von Beseelung. Ich machte damals den Versuch, ein Flußbild und ein Tachenseewaldstück Reinigers nach dem Empfindungsgehalt abzutasten und mit dem seelischen Gehalt von Mörike- und Hölderlinversen zu vergleichen. Mörike, der Meister der keuschen Frühe, des tröstlichen Alleinseins mit Fluß, Himmel, Hügel und Tal, der Meister der Erinnerungsmelancholik, wurde für mich gleichsam der Interpret der Reiniger-Landschaft. Malerei und Verssprache verließen ihre Verstehensgrenzen und schmolzen ineinander, wie etwa in dem „Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl" oder „Ich liege auf dem Frühlingshügel, die Wolke wird zum Flügel" oder in dem „Golden-grüner Zweige Dämmerung" oder der „Erdenkräfte flüsterndes Gedränge". Diese Verse fühlte ich in die Malerei ein und siehe da, das Echo kam lyrisch-besinnlich und erhebend aus dem Bild heraus. Indessen nicht nur die poetische Idyllik, auch die Hölderlinsche raumweite Hymnik sprach mich gerade in den so streng komponierten Großlandschaften an. Seither zähle ich Reiniger unter die schwäbischen Klassiker. Als man ihn in den dreißiger Jahren zum Blut- und Bodenmaler, zum Heimat- und Schollenverkünder ausrief, wurde ich mißtrauisch gegen die Mimikryformel vom besinnlichen und innerlichen Schwaben. Reinigers Naturfrömmigkeit hatte nicht das geringste zu tun mit nordischem Elitegeist. Das war einfach bedeutende Kunst, Landschafterei im großen Stil.

Nun zu Hermann Pleuer. Aus seiner Lebensgeschichte kennen wir die Freundschaft zu Reiniger, in ihrer Malerei aber sehen wir die Freunde nur in einer kurzen Strecke unter der Frühlingsblüte überm schimmernden Strom nebeneinander. Pleuer steht zum Lyriker Reiniger wie ein Dramatiker, wie herber Urwuchs zum feinen Aristokraten des Auges, wie der mit Dissonanzen à la Richard Strauß arbeitende Kolorist zum Maler der feinen und leisen

Tonfolgen à la Débussy. Aber immer, wo er auch anpackt und angreift, ist er genial, zeigt er die Klaue des Löwen. Noch viel schwieriger ist es, Pleuer zu etikettieren. Er hat in Paris einige Studien hingehauen, die von Toulouse-Lautrec sein könnten (Bilder des Café chantant); er hat ein Nichts von Motiv, einen dreckigen Weg zur Ziegelei Höfer gemalt, der an Constable, den ersten Landschafter Europas, erinnert. Von Pleuer sehen wir ein Rosenbouquet, das so gemalt ist, daß es glattweg mit Monets Rosen verwechselt werden könnte. Hegel hätte die Widersprüche und Gegensätze, die sprunghaften Entwicklungsphasen Pleuers zum Beweis für die Richtigkeit seiner Dialektik genommen.
Naturalismus? Impressionismus? Weder noch, es ist entfesseltes Temperament, das der Wahrheit im Wirklichen und Schönen immerdar auf der Spur ist. In seiner Heimat galt darum dieser Pleuer als ein enfant terrible, ein wilder Schiller, der sein auf Behäbigkeit und bürgerlichen Wohlstand gestimmtes schwäbisches Publikum von einem Schock zum andern jagte. Hätte sich nicht schwäbischer Adel, der Baron von König-Fachsenfeld, seiner angenommen, er wäre buchstäblich verkommen. (Man lese im Feuilleton des „Stuttgarter Neuen Tagblatts" die Fehden nach, die Pleuers Freund und Kritiker Hermann Tafel für den „Schmutzmaler" führte.)

Noch einige Anmerkungen zu einzelnen Bildern. Es handelt sich zuerst um die für den Münchener Glaspalast um 1890 gefertigten monumentalen Kartenspieler, die lesenden Freunde, die badenden Mädchen und die Kohlenschlepper. Es ist die Zeit, da Liebermann seine Netzflickerinnen malte und auf der Stuttgarter Akademie der vom König begünstigte Impressionismus eines Grafen Kalckreuth und Carlos Grethe einzog, die Zeit als S. M. in Berlin die Arme-Leute-Kunst als Gossenkunst betitelte. Was sollte auch auf Pleuers Bildern, die, aus grauem Licht und tiefer Schwärze gemalt, Einblicke in Bretterbuden voller Zigarettenrauch und sonstigem Schmutz boten, in denen Boheme-Existenzen ihre Zeit mit Geigeln verbrachten, eigentlich schön und anregend sein? Wo ist in diesem endlosen Grau und Schwarz die Farbe? jammerten die Akademisten und waren entsetzt über die freche Realistik, mit denen Pleuer sie illusionslos porträtierte. Niemand bemerkte damals, daß da malerisches Neuland entdeckt war, daß da einer mit dem Röntgenblick eines Genies ein Tabu durchbrochen hatte und eine tiefe Freude am Ghetto bekundete. Ghetto, ich scheue mich nicht an Rembrandt zu erinnern, der verstoßene Juden in die Gewänder christlicher Propheten kleidete. Kräftige, gesunde Bauernmädchen, pudelnackt in einer Badezelle aus Brettern, die eine stehend, die Planke ergreifend, die andere ihr zugewandt sitzend, die dritte im graugelben Wasser pfludernd. Links hängt über einer Bank unordentlich das Indiz herab, wegen dem das Grazienbild in München zurückgewiesen wurde, von graubraunen Schweißschatten gefärbte Unterwäsche, neben einem Paar verkehrt stehender Halbschuhe. Nur um Nuancen aufgelichtet streift Helle die straff gespannte Haut der Sitzenden. Rötliches Braun gibt die Färbung der Wasserlache auf dem Brett. An den Wänden riecht man geradezu die feuchtmoderigen grünlichen Algen und spürt schneidend scharf das bißchen Licht, das durch die Ritzen der Bretter dringt. Wahrlich ein Meisterwerk aus nichtfarbigen Schmutzfarben!
Zum Alltag gesellte Pleuer den Arbeitstag. Die Kohlenschlepper, zwei Gruppen Bückende und mit Säken Beladene werkeln in dem Maschinenhaus des Bahnhofsgeländes. Auf pechschwarz glänzendem Anthrazit, das wie ein Bergschacht riesig aufgetürmt ist, spielen magisch bläulichte Lichter der schmal hereinbrechenden Tageshelle. Das kalte Blau des Himmels wird in dem Schmutzblau der Arbeiterhosen gebunden. Das ist ein einziger schwerer, beklemmend-erhebender Farbakkord, breit gepinselt, gebaut aus Flecken und Wolken, schön in der Wucht seiner Wahrheit, groß in der Verklärung eines „Milieu", von dem um 1895 nur Pleuer wußte, daß es ein geradezu heroisches, theatralisches Sujet sein konnte. Völlig ohne Vorgang in Württemberg und leider auch ohne Nachfolge! Die Impression ist so heftig, so stürmisch, daß sie zur Expression wird, den anscheinenden Gegenstand in die Dynamik eines Erlebnisses beinahe visionär auflösend. Hier durfte ein Jahrzehnt später der deutsche Expressionismus einfach weitermachen, um doch bloß nur einen Teil der Pleuerschen Aussage zu bewältigen. Die farbige Schönheit der modernen Welt, der Welt der Maschinen, der Räume aus Eisen, die Welt einer Industrielandschaft aus Geleisen, Signalen, Stellwerken, Dampf, Ruß, die Welt der ein- und ausfahrenden schwarzen Massen von Eisenbahnzügen hatte Pleuer in ein romantisches Epos verwandelt, das völlig ebenbürtig neben der Landschaftslyrik Reinigers steht, ja eine Landschaft sui generis ist, gleichsam der faszinierende zweite Ausgriff Pleuers aus den Riesenvisionen seiner dörflichen Nachtstücke im kalt-grünen Mondlicht, das in breiten Streifen eine schwäbische Dorfstraße aufgliedert und über die mächtigen Falzziegel der Bauernhäuser gleitet.

Man vergleiche Monets Pariser Gare (ich glaube 1875) mit dem Pleuerschen alten Stuttgarter Bahnhof. Der Fahrdienstleiter mit der roten Mütze, die Gruppe der Damen mit den phantastischen Hüten und den karierten Blusen um den Herrn mit Zylinder und schwarzem Übermantel auf beschmutztem Perron den Zug erwartend in der dämmerigen grauen Halle, das ist ein gesellschaftliches Interieur à la Gerhart Hauptmann, das genau auf der Schwelle steht zwischen endgültig Vergangenem und dem, was künftig sein wird, mehr melancholischer Abschied, lyrisch, verloren. Pleuer malt die Atmosphäre eines Übergangs, denn Übergang ist die kulturhistorische Bedeutung seiner Eisenbahnbilder. Gesellschaft in einer werdenden Industrie! Weiterbildung des natürlichen Lichtes in künstliches Licht. Großartig und heutigen Tachismus vorausnehmend etwa der Feuerwall auszischenden Dampfes, die Explosion von Rotglut, die sich in leichtes weißes Gewölk ausrändert.

Auf einer Reise nach London mit dem freiherrlichen Mäzen bekommt er eine vollkommen industrialisierte Vorstadt in den Blick. Die Studie, gebaut aus Fabrikdunst, verschmutztem Grün, grauem Themsewasser und gedämpftem Backsteinrot der Häuserzeilen, scheint das Modell für seine monumentalen Kurvenbilder auf dem Gelände des alten Stuttgarter Bahnhofes gewesen zu sein.

Pleuer versucht auf seinen Kurvenbildern sowohl die braungrünen künstlichen Einschnitte (Stiche) der Landschaft, in die die Geleise hinein- oder herausführen, als auch die aus Backsteinen gefertigten Vorstadthäuser des Nordbahnhöfle und der heutigen Heilbronner Straße raumabschließend zu komponieren, gleichsam wie Kulissen, so daß das Eisenbahngelände in die Fläche gehoben ist und die perspektivischen Verkürzungen und Fluchtlinien die Bedeutung von konstruktiven Strukturen oder Gittern bekommen. Alle Tiefe rückt in die Nähe. Winterstimmungen auf diesem Gelände sind völlig naturentfremdet, blauweiße Gewölke auf dem Teergrund der Gleiskörper erhaben-erregend. Zwischen den schwarzen Massen von Brückenpfeilern (Pragbrücke) fahren auf ansteigender Kurve Züge aus und ein, ohne ein Woher und Wohin, und kaltes Himmelslicht sticht scharf in die Schwärze. In dieser technisierten Landschaft hat die sanfte harmonische Naturlandschaft ihr Recht verloren. Das Licht auf diesen Eisenbahnbildern ist geliehenes, künstliches Licht, spielend auf den Geleisen, träumend an den roten Schlußlaternen der württembergischen Postwagen, düster leuchtend an den Scheinwerfern der Lokomotiven, zerstreut in das Weichenlicht, aufgelöst in Dampf-Ballen oder giftig gelblichen Qualm entheizter Maschinen. Romantik der Eisenbahnwelt, die es in der Wirklichkeit nie gegeben hat, die wir aber immer in der Kunst, im Mythos des Schauerlich-Schönen Hermann Pleuers bewundern werden. Es ist die Kunst des lauten und schwermütigen Expressionismus, wie ihn etwa der Elsäßer Ernst Stadler 1913 ins Wort gebannt hat: „Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit entlang. Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger, nachtumschienter Minengang. Darin zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte reißen:
Feuerkreis.
Von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend . . . nur sekundenweis . . .
Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid der Nacht . . . Nun taumeln Lichter her . . . verirrt . . . Signale . . . vereinsamt . . . und sammeln sich . . . und werden dicht."

Freundeslieb' und Treu'

Wilhelm Hartlaub an Gustav Schwab über Eduard Mörike nebst ein paar andern unbekannten Briefen

Von Adolf Beck

„So wunderbar empfand ich es, so neu,
Daß noch bestehe Freundeslieb' und Treu'!
Daß uns so sichrer Gegenwart Genuß
Zusammenhält in Lebensüberfluß!"

So sagt der Dichter seinem „Urfreund" 1842[1]. „Freundeslieb' und Treu'" wurde Motto für die Briefe Mörikes an Wilhelm Hartlaub[2]. Es ist Symbol auch für den hier bekannt gemachten Brief.

Am 13. März 1840 schrieb Mörike dem Freund in einem schon bekannten Briefe[3]:

„Für jenes Liebeswerk, ich meine den Brief an S., drücke ich Dir tausendmal die Hände! Es ist ein Dienst, den einem doch nur sein zweites Ich tun kann, dafür man ebendeshalb auch kaum mit Worten zu danken weiß. Seltsam, wie es so geht, seit ich die Epistel an Ort und Stelle denke, will mir die Hoffnung ganz einsinken. Nun sei's auch drum. Dann ist noch nicht alles Pulver verschossen."

Den hier erwähnten „Brief an S." meint zweifellos auch Hartlaub, wenn er im Rückblick auf einen Besuch in Cleversulzbach am 24. Februar 1840 schreibt[4]: „Ich mag wohl sagen, daß mich das Andenken an Dich noch in keinem freien Augenblick verlassen hat . . . In den nächsten Tagen gehe ich an den Brief. Wenn er nur auch was wird!!" Doch dieser „Brief an S.", das „Liebeswerk", war bisher unerklärbar. Es ist der folgends mitgeteilte Brief an Gustav Schwab[5].

Verehrtester Herr Professor!

Wenn mit Gegenwärtigem ein Ihnen gänzlich Unbekannter sich die Freiheit nimmt, sich vertrauensvoll an Sie zu wenden, so hofft er zuversichtlich, daß Sie es mit der Wichtigkeit der Angelegenheit, in der er die Feder ergreift, entschuldigen werden.

Vor wenigen Tagen bin ich von einem Besuche bei meinem Freund Eduard Mörike in Cleversulzbach zurückgekehrt. Ich freute mich, wahrnehmen zu dürfen, daß es hinsichtlich seiner Gesundheit wenn auch langsam, und mit manchen Unterbrechungen, doch merklich besser gehe; wenn aber nicht so schnell, als es gehen könnte, als es gewiß der heiße Wunsch aller seiner Freunde ist, die nichts lieber sähen, als diese so reich ausgestattete, mit Poesie so herrlich gesegnete Natur, diesen Mann von Geist frei von allen den Hindernissen, die seine Tätigkeit schon so lange hemmen und beschränken, so hat dies hauptsächlich seinen Grund mit in einem Umstand, der mir zwar schon länger bekannt ist, den ich aber besonders bei meinem letzten Besuche ausführlich mit ihm besprochen habe, und den, wo Hülfe dringend nötig, möglich, ja wahrscheinlich ist, zu verschweigen unverantwortlich wäre.

Mörike, der selbst so wenige Bedürfnisse hat, dessen Lebensweise die einfachste, natürlichste ist, befindet sich dennoch in ökonomischer Hinsicht in einer wahrhaft drückenden Lage, in einer Lage, die ihn nicht loskommen läßt von peinlichen Sorgen, die ihn mit Menschen in solche Berührungen bringt, die seinem innersten Wesen zuwider sind, um so mehr, je zarter er fühlt, je gewissenhafter er in diesem Punkt ist; er, der auch den bescheidensten Genuß sich zu versagen gewohnt ist, dessen geringes Einkommen, trotzdem, daß er noch immer einen Vikar zu halten genötigt ist, dennoch für ihn hinreichen würde, sieht sich in Schulden, die zu tilgen er für jetzt gänzlich außer Stand ist, ja die ihm eben die nötige Freiheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüts rauben, um sich durch schriftstellerische Tätigkeit zu erwerben, womit sie gedeckt werden könnten. Der bei weitem größte Teil des zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Gelds kam ihm nicht zu gut, sondern andern, für die er sich verbürgte, denen zu helfen er brüderlich genug gesinnt war, die ihre Verbindlichkeiten gegen ihn nicht mehr erfüllen können; den kleineren Teil veranlaßte die vor einigen Jahren notwendig gewordene Badkur. Sie mögen im Ganzen nicht unter 600 fl. betragen.

Soll nun diese peinliche Lage, in die er unverschuldet geriet, die ihn fortwährend beengt, um Gesundheit und Frieden bringt, fortwährend seine Kräfte und Wirksamkeit lähmen? Gewiß, Sie empfinden wie ich, hier muß geholfen werden, je eher, so besser! und hier ist auf Ihre Güte und auf die freund-

schaftlichen Gesinnungen gerechnet, die Sie immer gegen ihn hegten. Er glaubt nämlich, seine Exzellenz der Freiherr von Cotta, dessen großmütiger Unterstützung schon so mancher sich zu erfreuen hatte, würde, mit den Umständen bekannt gemacht, sich vielleicht bewogen finden, die genannte Summe darzuleihen, wogegen sich Mörike verbindlich machen würde, seine nächsten schriftstellerischen Produktionen der Freiherr von Cotta'schen Buchhandlung zu überlassen (worüber sich Mörike, im Fall seine Bitte Gehör fände, des Weiteren genau und schriftlich erklären würde). Sie aber, verehrtester Herr Professor, würde er um freundliche, wenn es die Gelegenheit gäbe, persönliche, wo nicht, um schriftliche Verwendung in dieser Angelegenheit ersuchen. Durch Sie sollte Herr von Cotta von der Sache unterrichtet werden, aus Ihrem Munde würde die Bitte meines Freunds von besonderem Gewichte sein. – Das Eine darf ich noch ausdrücklich versichern, daß die Summe einzig und allein seiner Person zu gut käme.

Wie würde ich mich freuen für ihn, wenn ich ihn recht bald versichern dürfte, daß Sie dieser Sache Ihren Beifall schenken, und zur Mitwirkung sich gedrungen fühlen!

Ich schließe mit der wiederholten Bitte, diese Zeilen gütig aufzunehmen. – Genehmigen Sie die ausgezeichnete Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. H.Würden gehorsamster
Wilhelm Hartlaub Pfr.

Wermutshausen, Oamts Mergentheim,
am 1. März 1840.

Der Brief spricht für sich selbst – vorab zu Ehren Hartlaubs – und bedarf nicht eben langen Kommentars. Als die Freunde bei Hartlaubs Besuch die bedrückende Lage des Dichters prüften und besprachen, war ihr Blick schon zu dem großen Cotta hingestreift, der 1838 die Gedichte Mörikes verlegt hatte. Es war wohl Hartlaub, dem es einfiel, Gustav Schwab um seine Vermittlung anzugehn, den Freund und „Leib-Lektor" Cottas, den selbstlosen Förderer „vaterländischer" Poesie, damals vorübergehend Pfarrer in Gomaringen. Er wollte Mörike wohl und hatte mit ihm seit 1828 – damals erhielt er auch ein launiges Gedicht „Entschuldigung" von ihm – mehrmals Briefe gewechselt, kostbare Gedichte von ihm für Cottas Morgenblatt sowie für seinen und Chamissos Musenalmanach erhalten und „Maler Nolten" rezensiert.

Das Leben Mörikes in Cleversulzbach gilt noch immer vielen als Idyll. Es war gewiß idyllisch getönt. Davon zeugen die Briefe des Dichters. Der Brief Hartlaubs aber zeichnet dazu einen dunklen Hintergrund. Man mag einiges darin auf den Zweck zurückführen, der Eindringlichkeit der Fürsprache forderte: die Schilderung der Lage und der Stimmung Mörikes bleibt darum doch ergreifend. Der Dichter der Idylle „Der alte Turmhahn": er war in Gefahr, zu versinken in der Sorge, „Gesundheit und Frieden", „Freiheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüts" zu verlieren und damit auch die Stimmung einzubüßen, auf die gerade er, trotz einem, für sein Dichten angewiesen war. Er wußte selbst nur allzu wohl: „Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarfs . . vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten." [6]

Schwab in seiner Güte versagte sich dem Anruf nicht. Am 21. März schrieb er an Cotta:

„Mitten unter dieser Antwort erhalte ich nun beifolgende abermalige Appellation an Dich, hochverehrtester Freund! die ich, der ich allen diesen Mediationsversuchen entgangen zu sein glaubte, doch nicht geradezu von mir weisen darf, da die Sache ein hochedles schwäbisches Dichtertalent, das unterzugehen drohet, betrifft.

Ich will Dir sub rosa ehrlich nicht nur den, wie es scheint, ostensibeln Brief des mir unbekannten Pfarrers Hartlaub, sondern auch den sehr unostensibeln hiermit zusenden.

Hätte die Buchhandlung nicht eine literarische Redaktionsarbeit, welche dem armen verkommenden Dichter übertragen werden könnte, bei welcher er sogleich beschäftigt werden könnte, und bei welcher sein Name, der bereits ein Ehrenname ist, auch am Platze wäre?

Könnte er nicht den *Pfeffel* [7] redigieren, den Deine Güte einst mir zudachte, der mir die größte Freude wäre, den ich aber, wenn es einen solchen Dienst gälte, dem guten Mörike, wenn er dadurch von seinem durch Nachsicht gegen verschwenderische Brüder gehäuften Schuldenwesen befreit werden könnte, von Herzen gern überlasse. Oder hast Du nicht sonst etwas Ähnliches für ihn? Es hieße eine literarische Seele gerettet."

Was Hartlaub umschrieb: „denen zu helfen er brüderlich genug gesinnt war", nannte Schwab bei Namen: „verschwenderische Brüder". Er verband mitfühlende Sorge um „ein hochedles schwäbisches Dichtertalent" mit nüchterner Fürsorge; er suchte dem großen Verleger das Ansinnen schmackhaft zu machen und der heiklen Sache den Geruch der Bettelei zu nehmen. Zu dem „ostensibeln Brief" Hartlaubs legte er seinen „sehr unostensibeln". Der blieb dann bei Cotta. Er ist von dem andern Herzensfreunde Mörikes in Tübingen, dem einstigen Gefährten in das Traumland von Orplid: von Ludwig Bauer. Er war es, der Hartlaubs Brief am 12. März Schwab, den er kannte, zugehn ließ und dazu schrieb:

„Mit zögernder Feder begleite ich angeschloßnen Brief durch diese Zeilen. Der Brief enthält einen Plan zur Tilgung Mörickescher Schulden, und den Wunsch, daß Sie durch Ihr Fürwort den Plan bei Cotta unterstützen möchten. Ob Sie hierauf eingehen werden, ob Cotta für den Vorschlag empfänglich ist, – dies nebst andern Fragen getraue ich mir keineswegs zu beantworten. Ich kann nur sagen, daß Vorschlag und Brief des Pfarrers Hartlaub aus einem Herzen voll der aufopferndsten Freundschaft geflossen, daß Hartlaub von der Ausführbarkeit der Sache überzeugt ist, und daß er den Brief an Sie nur deswegen gewagt hat, weil er glaubte, hiermit einer wesentlichen und den besten Erfolg versprechenden Pflicht gegen Möricke zu genügen; denn seit mehr als 20 Jahren hängt er mit beinahe schwärmerischer Sympathie an Möricke. Mögen Sie daher, wie auch Ihr Urteil über den Gegenstand selbst sich bestimme, den Zeilen von Hartlaub ein freundliches Wohlwollen nicht versagen!"

In Beziehung auf die Sache klingt das wohl ein bißchen reserviert . . . In dem eingangs zitierten Dankbrief an Hartlaub, vom Tag darauf, schrieb Mörike, die Hoffnung wolle ihm „einsinken". Zwölf Tage später, am 25. März:

„Ich schicke hier, mein Edelster! zwei Briefe, aus denen Du ersiehst, daß durch die Freunde jetzt das Mögliche in meiner Angelegenheit mit C. geschehen ist, zumal wenn Bauer, wie ich doch vermute, noch selber mit ihm sprach. Ohne Zweifel hat Schwab Deinen Brief dem C. beigeschossen, worauf ich großen Wert lege. – Bauer . . . schreibt am Schluß: ‚Wir wollen nicht zu frühe hoffen, denn Cotta ist Baron'. Ich meinesteils weiß nur, daß dieser Herr in seinem Buchhändlerwappen einen Greifen *(hier steht eine Zeichnung des Cottaschen Greifen)* führt, und daß die Greifen in Bewachung ihres Golds grausame Tierer gewesen.
Welchen Vorschlag hättest denn Du für den Fall des Mißlingens? Mir fiel auch etwas ein, wobei sichs nicht nur um die Gnade eines Freiherrn, sondern gar eines Fürsten handelt. Die Sache hat jedoch auch ihr Gehässiges. Mündlich läßt sich vielleicht darüber reden. Dich oder Deinen Rat könnte ich nicht dabei entbehren".

Des Dichters Ahnung sollte recht behalten. Am 14. April erging an Schwab die Antwort des „Barons": er habe jetzt kein Geld.

„Sonderbar wird es Dir freilich klingen, wenn ich Dich mit Bitten bestürme, während ich in Beziehung auf Mörike in diesem Augenblick Deinen Wünschen nicht entsprechen kann.
Es ist nämlich jetzt die Zeit, wo kein Buchhändler Geld hat, und dieser fatale Zustand dauert noch bis *nach* der Ostermesse.
Je nachdem diese ausfällt, steigt sein Mut und seine Kräfte.
Von ihrem Erfolg hängt es also ab, ob die J. G. Cottasche Buchhandlung ihn unterstützen kann.
Die Herausgabe Pfeffels, welche schon sehr weit vorgeschritten ist, hat Freund Hauff übernommen.
Wollte er nur für die Vierteljahrsschrift schreiben, bei welcher das Honorar gleich nach Erscheinen jeden Heftes ausgezahlt wird, so könnte er sich alle 1/4tel Jahre an 150–200 f. verdienen."
Darauf Schwab am 24. April:

„Du nimmst unsrem guten Mörike doch nicht alle Hoffnung, und ich will Deinen gütigen Bescheid seinen Freunden melden."
Das klingt wie Epilog. Zu regelmäßiger Mitarbeit des Dichters an der Zeitschrift Cottas ist es nicht gekommen. Das war nun einmal seine Sache nicht. Er bedurfte, um zu schreiben, des erleuchteten Moments und „einer Existenz", die ihm erlaubte, „die Stimmung abzuwarten".
Hartlaubs Versuch, ihm durch Entschuldung solche Existenz zu schaffen, war gescheitert, die „Hilfsaktion" ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Oder doch nicht?
Am 10. Mai bedankt sich Mörike bei Hartlaub überschwänglich[8]:
„Nur insofern die Liebe eng verbundner Freunde, wie wir sind, selber ein Wunder ist, . . – nur in dem Sinne sollte mich das was durch Dich geschah als etwas Außerordentliches rühren können. Und doch, bekenn ich Dir, hat michs aufs höchste überrascht und überwältigt. Ich hielt es, schon von vornherein, beinahe für unmöglich, und noch als die Geschwister abreisten . . ., wußte ich nicht, ob ich die Anfrage an Dich zulassen sollte . . . .
Als nun Klärchen abends um 9 Uhr ins Zimmer trat . . und ich nach der Begrüßung fragte: nun, und wie gings?, sagte sie ernsthaft: Hört, aber das sind unbegreiflich unbegreifliche Leute an Liebe und Treue! – – Da kam es denn heraus . . .
An den folgenden Tagen ward die Kanzlei auf meiner Stube aufgeschlagen, . . gerechnet, gezählt, geschrieben, registriert und gepackt, den ganzen Tag roch es nach lauter Siegellack im Zimmer. Gottlob! nun sind (mit 550 f.) so an die 40 Kerle totgeschlagen und wird mich ihrer keiner mehr beißen noch zwacken . . . Der alte Mist ist weg! Du aber bist der Herkules, der den Alpheus und Peneus durch meine Ställe führte! Lieber! ich bin Dir nunmehr gegen 1000 f. schuldig, und ich erschrecke nicht, obwohl ich weiß was dieses heißen will. Du sollst redlich bezahlt werden. Dies sei mir die heiligste Sorge, die ich nur haben kann!"
Was war geschehn? Hatte sich Cotta nach erfolgreicher Messe doch noch besonnen? Der Satz: „Ich hielt es schon von vornherein beinahe für unmöglich" läßt daran denken. Aber alles andere, besonders das Wort der Schwester über die „unbegreiflichen Leute an Liebe und Treue", die hyperbolische Bezeichnung des Freundes als Herkules, der den Stall des Augias ausräumte, und die Berechnung,

ihm „nunmehr gegen 1000 Gulden schuldig" zu sein: das alles deutet entschieden darauf hin, daß Wilhelm Hartlaub, von Cotta durch Schwab abschlägig beschieden, dem bedrängten Dichter ungefähr die in seinem Brief an Schwab genannte Summe von 600 Gulden aus der eignen Tasche vorgeschossen, vielleicht auch unter Bürgschaft aufgetrieben hatte. Dafür sprechen auch in Mörikes Brief vom 26. Juni die dankbaren Sätze[9]:

„Du bist es auch, durch den die Luft um mich herum viel heiterer und leichter wurde. Täglich empfinde ich das, mehr als ich sagen kann. Ich bin auch schon behaglicher in meinen Wänden hier, die ich schon lang feindselig angesehen hatte".

Das ist offenbar der eigentliche Epilog der Geschichte. Ihr Held ist Wilhelm Hartlaub, der „Urfreund" von unbegreiflicher „Liebe und Treue", wie Klärchen Mörike dem Bruder damals sagte, als sie ihm – der „bei dem allerbesten Willen zum Kapitalisten eben einmal nicht geboren" war[10] – bei der abendlichen Heimkehr den Sack voll Gulden überreichte. Er aber prägte zwei Jahre später aus jenem schlichten Wort ein so schlichtes wie schönes Vers-Juwel:

„Daß noch bestehe Freundeslieb' und Treu'!"

Dem Freunde Hartlaub war es wesentlich zu danken, daß der Dichter jene zwei Verse schreiben konnte, deren erster Grundbegriffe des alten Goethe aufnimmt, deren zweiter das Wort „Lebensüberfluß" vergeistigt und veredelt:

„Daß uns so sichrer Gegenwart Genuß
Zusammenhält in Lebensüberfluß!"

[1] ‚An Wilhelm Hartlaub'. Mörikes Werke, hrsg. von H. Maync. Bd. 1, 147 f. – [2] „Freundeslieb' und Treu'". 250 Briefe E. Mörikes an W. Hartlaub, hrsg. von G. Renz. Leipzig 1938. – [3] Renz S. 106. – [4] Marbach, Schiller-Nationalmuseum. – [5] Hartlaubs und Cottas Brief gehören zu Schwabs Nachlaß in der UB Tübingen; der Bauers und die zwei von Schwab sind im Schiller-Nationalmuseum, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), der Mörikes an Hartlaub vom 25. 3. 1840 (unveröffentlicht) in der Württ. LB. Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung gebührt den Herren Direktoren der drei Institute, für wertvolle Hilfe der Leiterin des Cotta-Archivs, Frau Dr. Kuhn, aufrichtiger Dank. Der Brief Cottas ist schon veröffentlicht von W. Berg, Der poetische Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung . . . Diss. München 1959. – Die Rechtschreibung ist modernisiert, in dem Briefe Hartlaubs der Übersichtlichkeit halber an zwei Stellen ein Absatz eingerichtet (Abs. 3 und 4). – [6] An Hermann Kurz, 26. 6. 1838. – [7] Eine neue Ausgabe der Werke von Konrad Pfeffel (1736–1809), dem Dichter von Fabeln und poetischen Erzählungen. – [8] Renz S. 107 bis 109. – [9] Renz S. 113. – [10] ‚Ländliche Kurzweil. An Constanze Hartlaub' (Maync Bd. 1, 148–51).

Barockes Oberschwaben

Von Karlheinz Schaaf

„Der Niederschwabe ist bei sehr schmaler Kost ungemein thätig und zähe; dagegen der Oberschwabe bei guter Kost viel bequemer und weicher." So unterscheidet einer der, freilich recht pauschal formulierten, „100 Paragraphen über Schwaben überhaupt und Württemberger insbesondere"[1] aus dem Jahr 1836 den Menschenschlag des Gebietes um den mittleren Neckar und den des Raumes zwischen oberer Donau und Bodensee. Die Akzente sind deutlich gesetzt. Die Spitze der Formulierung richtet sich gegen die „Oberländer", gegen die „Neuwürttemberger", die etwa ein Menschenalter zuvor dem altwürttembergischen Territorium zugeschlagen worden waren. In diesem Sinne muß ein „Unterländer" argumentieren, der über die geographischen Gegebenheiten hinweg auf die Besonderheit der Lebensäußerungen in den beiden Landesteilen achtet und sie entsprechend wertet. Er deutet damit unausgesprochen auf die Verschiedenartigkeit der geschichtlichen Entwicklung von Ober- und Unterland hin[2].

Oberschwaben stellt auf der Territorialkarte Südwestdeutschlands im 18. Jahrhundert eine reichgegliederte Größe dar. Man kann dies bei einem Vergleich mit dem nordwärts angrenzenden, zentralistisch verwalteten und protestantischen Herzogtum Württemberg rasch in den Blick bekommen. Oberschwaben, das ist ein buntfleckiges Nebeneinander verschiedenster Herrschaftsgebilde, die bis auf geringfügige Ausnahmen in den reichsstädtischen Gemeinwesen samt und sonders katholisch sind: Adelsbesitz, vorderösterreichisch-landvogteiische Gebiete und Verwaltungsbezirke, Reichsstifte, Klöster und Reichsstädte. Diese disparat anmutende politische Vielfalt aber wird durch die Prägekraft barocker Kunst- und Lebensformen zu einer Kulturlandschaft von überraschender Geschlossenheit zusammengebunden. Denn das

Kennzeichen Oberschwabens schlechthin sind seine barocken Kirchen und Klosteranlagen. Gewiß, Burgen, Schlösser und Städte zeugen mit eindrucksvollen Bau- und Bildwerken von den bedeutsamen kulturgeschichtlichen Leistungen des oberschwäbischen Adels und der Bürger in den bewegten Zeitläuften des Mittelalters. Die Denkmäler barocker Geistigkeit und barocken Stilwillens jedoch geben der Landschaft ihren klar erkenntlichen Wesenszug und ihre unverwechselbare Eigenart. Mit sicherem Blick und feinem Gespür für die naturgegebenen Formen und die räumliche Gliederung Oberschwabens haben die Baumeister, Stukkateure und Maler des 18. Jahrhunderts architektonische und bildnerische Kunstwerke von hohem Rang geschaffen. Gleichviel, ob nun die „Idealpläne" vollständig oder nur zum Teil verwirklicht wurden: das Erlebnis des oberschwäbischen Barock ist untrennbar verbunden mit dem Erlebnis der oberschwäbischen Landschaft. Wir erinnern nur an Zwiefalten und Schussenried, die in Tal und Senke hineingestellt sind, oder an Wiblingen, Obermarchtal, Ochsenhausen und Weingarten, deren schloßartige Bauten Hügel und Hänge bekrönen. In diesem Betracht kann man mit Fug und Recht vom „barocken Oberschwaben" sprechen. Es wäre allerdings zu wenig, wollte man damit nur formale Kriterien, stilistische Merkmale und architektonische Kompositionsprinzipien erfassen und gelten lassen. Die Objektivationen künstlerischen Stilwillens sind Ausdruck einer Lebenshaltung und eines Lebensgefühls, einer geistigen Energie also, die nicht nur die baufreudigen und kunstsinnigen Prälaten sondern auch das oberschwäbische Volk ergreift und prägt. Geistigkeit und Frömmigkeit des „barocken Oberschwaben" formen zu einem guten Teil bis in unsere Tage die brauchtümlichen Überlieferungen und das Erscheinungsbild der volkstümlichen Religiosität im Oberland. Sie sind noch heute in den Lebensäußerungen und Denkweisen, in den Spielarten der Geselligkeit und des Gesprächs der oberschwäbischen Menschen zu spüren. Damit ist keinesfalls gesagt, in Oberschwaben seien die Uhren stehen geblieben und das schwäbische Oberland sei eben eine liebenswerte Raritätenkammer der südwestdeutschen Kulturgeschichte und Volkskunde. Wir wollen damit vielmehr andeuten, daß – um im Bild zu bleiben – die Uhren hier anders gehen, in gewissem Sinn geruhsamer als im Altwürttembergischen[3]. Hier gelten eigene Gesetze des Daseins; hier verbinden sich überkommene Lebensformen ungebrochen mit denen der Gegenwart.

Oberschwaben verdankt seine Geschlossenheit als Kulturlandschaft von ausgeprägter Eigenart der Verbindung mit Österreich, will sagen, seiner Stelle unter den vorderösterreichischen Landen. Aus ihr leitet sich ja auch der Name für die „Suevia superior" ab, der ursprünglich dem habsburgischen Verwaltungsbezirk galt. Dies mag als äußerliches Kennzeichen für die historisch-politische Gegebenheit gelten, die rund ein halbes Jahrtausend bestanden und bleibende Züge in der Territorial- und Kulturgeschichte des Oberlandes hinterlassen hat. Staatspolitische und administrative Bindungen haben trotz aller Spannungen, die sich natürlich immer wieder einstellten, in Oberschwaben das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Kultur- und Lebensraum der habsburgischen Lande entstehen lassen und jeweils aufs Neue bestätigt. Es war so ausgeprägt, daß noch im Jahre 1800 ein Gesuch der „Landschaft" mit der Versicherung schließt, es sei gestellt worden, „um den allerhöchsten neuen Regenten mit dem heißesten Wunsche der gesamten landvogteiischen Landschaft . . . , ewig unter dem sanftesten Szepter des allerdurchlauchtigsten Erzhauses Österreich zu bleiben, bekanntzumachen"[4]. Das ist bei näherem Zusehen mehr als eine vordergründige Ergebenheitsformel. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Oberschwaben und Österreich öffnete die Türen und Wege für die vielfältigen Begegnungen im kultur- und geistesgeschichtlichen Raum. Zahlreiche Angehörige des oberschwäbischen Adels zogen nach Wien. Sie stiegen zu hohen Ämtern und Würden im habsburgischen Staatsdienst auf. Den Adeligen folgten Doktoren und Verwaltungsbeamte[5]. Wien war die hervorragende Stätte der Begegnung mit der barocken Kultur Österreichs. Die besondere Struktur des Wiener Hofes, die glanzvollen Feste, in denen wir die bewirkende Selbstdarstellung der österreichischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts sehen müssen, machen deutlich, in welcher Weise sich barockes Lebensgefühl und Prangfreude dem oberschwäbischen Adel mitteilten. Was sich jedoch hier ausformte und heranbildete, blieb zunächst ganz im Bereich der Kultur des Adels und der hohen Geistlichkeit. Es blieb dem oberschwäbischen Volk vorerst verschlossen.

Äbte und Prälaten, vor allem aber die Konventualen der Klöster und Reichsstifte haben den oberschwäbischen Bürgern und Bauern barocke Geistigkeit und barockes Lebensgefühl vermittelt. In den neuen Formen der Frömmigkeit konnten sich die einigenden Kräfte der Kultur des 18. Jahrhunderts im „einfachen" Volk entfalten, konnte aus dem lebendigen Wechselspiel von adelig-geistlicher Hochkultur und

gemeinschaftsgebundener Volkskultur das „barocke Oberschwaben" werden. Nur so ist es zu verstehen, daß wir bei uns zu Lande auch in abgelegenen Dorfkirchen und Kapellen achtenswerte Zeugnisse volkstümlichen Gestaltungswillens und barocker Volkskunst antreffen.

Die Anfänge der Neugestaltung des monastischen Lebens und der Laienfrömmigkeit standen zunächst unter dem Zeichen der jesuitischen Inspiration[6]. Später, im 17. Jahrhundert, gingen besonders von der Benediktiner Universität St. Peter in Salzburg entscheidende Anstöße und Wirkungen aus. Von dort brachten die Konventualen die Liebe zum geistlichen Schauspiel und zur Musik des Barock in ihre oberschwäbischen Klöster mit. Aus den mannigfaltigen Anregungen erwuchsen dann neben dem grundlegenden Wandel der Konventsverfassungen die neuen, aus dem Geist des 18. Jahrhunderts geschaffenen Formen des Kultes, der Kultbräuche und der Seelsorge. Fortan konnte auch das oberschwäbische Volk in Bruderschafts-, Kirchweih-, Skapulier- und Patroziniumsfesten, in Feierlichen Reliquienprozessionen und Wallfahrten die ganze Prangfreude barocker Frömmigkeit entfalten und auf seine Weise Äußerungen volkstümlich-barocker Geistigkeit in zeichenhaftem Tun ausformen. Die Translatio des Gnadenbildes vom Kloster Schussenried in die neuerbaute Wallfahrtkirche Steinhausen anno 1735 und die Prozessionsordnungen zum Blutritt in Weingarten sind – um nur zwei Beispiele zu nennen – aufschlußreiche Belege dafür. Alle Pracht und festliche Gestaltung wurden aufgeboten. So etwa, als im Jahr 1753 über 7000 Reiter das Hl. Blut durch die Flur begleiteten. Da ritten „die Companien der Herren Studenten mit Pauken und Trompeten", Schützen, Jäger, Dragoner und Husaren, dazwischen die Bauern „mit blankgeschorenem Schädel" in buntem Festgewand und schließlich ein Reiter „in römischer Rüstung mit einer Lanze, der den Soldaten Longinus vorstellte"[7].

Zu Kult und Kultbräuchen gehören als formende Wirkkräfte des Barock auch Predigt und Theater. Beide sind in Oberschwaben noch nicht in ausreichendem Maße erforscht. Beide, vor allem die Predigt, haben in nicht zu unterschätzender Weise zur Bildung barocken Lebensgefühls beigetragen. Wir erinnern hier nur an den illustren Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, der freilich zumeist als Hofprediger in Wien wirkte und amtete, und besonders an den ihm ebenbürtigen Pater Sebastian Sailer von Obermarchtal. Beide sind großartige Vertreter des „barocken Oberschwaben", wortgewaltige Prediger und Dichter. Die köstlichen biblischen und weltlichen Mundartkomödien Sebastian Sailers sind zwar nie vor oder von den Bauern seiner Pfarrei gespielt worden. Aber sie sind in ihrer frohen Gläubigkeit und heiteren Distanz gültiger Ausdruck barocker Geistigkeit in Oberschwaben.

Der Oberschwabe, sagt August Lämmle in einem panegyrischen Beitrag zu Lob und Preis der Landschaft zwischen oberer Donau und Bodensee[8], werde immer dafür sorgen, daß die Kirche im Dorf bleibt. Man kann den Satz auch umdrehen und sagen, es werde hier dafür gesorgt, daß das Dorf in der Kirche bleibe. Das soll keinesfalls bloß journalistisches Wortspiel sein. Die Umkehrung des Satzes will auf die „Suevia sacra", auf die Sakrallandschaft Oberschwaben hinweisen. Auch sie trägt heute noch weithin barocke Prägung. Der Kultraum von Kloster- und Dorfkirchen weitet sich über Wegkapellen, Feldkreuze und Bildstöcke ins offene Land hinein. Sie bestätigen und bestimmen in unseren Tagen die Äußerungen volkstümlicher Religiosität im Oberland.

So haben geschichtliche Bindungen, Kult, Kultbräuche und Sakrallandschaft, durchstimmt von barocker Geistigkeit und Frömmigkeit, behaglicher Sinnenfreude und Lust an episch breiter Festlichkeit jenen Menschenanschlag entstehen lassen, der uns noch heute im schwäbischen Oberland begegnet und dessen Lebensraum das „barocke Oberschwaben" ist.

Anmerkungen:

[1] Württ. Jahrbücher, Jahrgang 1836, 2. Heft, S. 203 ff.; vgl. auch: Diözesan-Archiv von Schwaben, 4. Jahrgang, 1887, Nr. 8, S. 62 ff. – [2] Eberhard Gönner, Oberschwaben, eine historische Untersuchung über Namen und Begriff. Ulm und Oberschwaben, Zeitschr. f. Geschichte und Kunst, Bd. 63, 1962, S. 16. – [3] Gerhard Storz, Droben im Oberland, Merian, 10. Jahrgang, Heft 8, S. 3 ff. – [4] Eberhard Gönner und Max Miller, Die Landvogtei Schwaben, in: Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde, hrsg. vom Alemannischen Institut unter der Leitung von Friedrich Metz, Freiburg/Br. 1959, Bd. 2, S. 674. – [5] Theodor Mayer, Schwaben und Österreich, Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte, XVI. Jahrgang, 1957, Heft 2, S. 273/74. – [6] Siehe dazu: Rudolf Reinhardt, Restauration, Visitation, Inspiration, die Reformbewegungen in der Benediktinerabtei Weingarten von 1567–1627, Stuttgart 1960, S. 20 ff. – [7] Adalbert Nagel OSB, Das Heilige Blut Christi, in: Festschrift zur 900-Jahrfeier des Klosters Weingarten, hrg. von Gebhard Spahr OSB, Weingarten 1956, S. 212/13. – [8] Merian, 10. Jahrgang, Heft 8, S. 75.

Ludwig Finckh zum Gedächtnis

Am 8. März ist Dr. Ludwig Finckh in seinem Haus in Gaienhofen am Bodensee gestorben. Bei der Trauerfeier am 11. März auf dem Friedhof Unter den Linden in Reutlingen nahm ein großer Kreis seiner Angehörigen und Freunde Abschied von dem Dichter, der zehn Tage später, am 21. März, fast erblindet, sonst aber in erstaunlicher körperlicher und geistiger Frische seinen 88. Geburtstag hätte feiern können. Er war bis zuletzt am Schreibtisch tätig, aber auch vorlesend und erzählend im Lande unterwegs gewesen. Die Urne mit dem, was sterblich war an dem Rosendoktor Ludwig Finckh, ist seinem Wunsch gemäß am Wanderweg auf die Achalm, die er den schönsten Berg der Welt genannt hat, in einen Gedenkstein eingelassen worden.

Am gleichen 11. März 1964 wurde in Cannstatt Therese Köstlin, diese grundgütige „Dichterin der Einsamkeit und des Leides", die 1877 in Maulbronn geborene Enkelin Karl Geroks, beigesetzt. Der Tod hat in den letzten Jahren unbarmherzig in den Kreis der schwäbischen Dichter gegriffen. Nacheinander sind sie von uns gegangen: Auguste Supper, Isolde Kurz, Anna Schieber, Wilhelm Schussen, Heinrich Lilienfein, Hans Heinrich Ehrler, Hans Reyhing, Hermann Hesse, August Lämmle, Wendelin Überzwerch (Dr. Karl Fuß). Mit Ludwig Finckh ist der letzte der „Sieben Schwaben" gestorben, die Theodor Heuss in dem 1909 erschienenen Buch gleichen Titels zusammengefaßt hat, der letzte auch aus jenem literarischen Frühling, der mit dem neuen Jahrhundert seinerzeit in Schwaben angebrochen war.

Ludwig Finckh wurde am 21. März 1876 als Sohn des Inhabers der Hirschapotheke, als Enkel des Stadtschultheißen Grathwohl, als Nachzügler einer stattlichen Geschwisterreihe geboren. Das Studium der Rechtswissenschaft vertauschte er kurz vor dem Abschluß mit dem der Medizin. Er war nur kurze Zeit als Arzt tätig. 1905 schrieb er in einer Dachkammer in Frankfurt in zehn Tagen und Nächten seine Geschichte vom „Rosendoktor". Sie eroberte sich mit ihrem poetischen Glanz, mit ihrer heimeligen Innigkeit, mit ihrer Wehmut und Reinheit die Herzen der Leser im Sturm. Schon mit dem 1899 erschienenen Gedichtband „Fraue du" hatte er sich als ein rechter Frauenlob im Sinne altdeutschen Minnesangs erwiesen. Von dem 1906 erschienenen Gedichtband „Rosen" wurden rasch mehrere Auflagen verkauft. Otto Julius Bierbaum lobte seinerzeit „die Ursprünglichkeit, Echtheit, Innigkeit und Lauterkeit" dieser Gedichte. Ludwig Finckh zog nach dem Erfolg des „Rosendoktors" zu seinem Freund Hermann Hesse nach Gaienhofen auf der Halbinsel Höri im Bodensee. 1909 erschien der Roman „Rapunzel", von dem man meint, es sei geradewegs vom Herzen des Volks weggeschrieben. Die deutsche Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg brachte von diesem Buch allein über 100 000 Exemplare unter die Leute. 1911 kam die köstliche Geschichte von der „Reise nach Tripstrill" und 1914 erschien „Der Bodenseher". Es folgten „Die Jakobsleiter" (1920), „Der Vogel Rock" (1923), „Bricklebritt" (1926). 1926 erschienen zu seinem 50. Geburtstag „Gesammelte Werke" in 7 Bänden. Im gleichen Jahr kam auch das von Martin Lang herausgegebene „Ludwig Finckh-Buch". In dem Vorwort dieses Buches schrieb Martin Lang, Finckhs Bücher seien männlich und kindlich, seine Sprache sei mundwarm, ausgeschlafen und frohmütig.

In der Einleitung zu einem Auswahlbändchen für die Reclamsche Universalbibliothek („Hinterm Gartenbusch") hatte Karl Neurath schon 1920 geschrieben: „Stark und gesund ist seine Kunst, aufrecht und wetterfest. Und wie fügt sich die Sprache seinen Händen. Wie glüht es in diesem Stil, der, aus Bauernart geboren, eine außerordentliche Plastik und Rundung gewinnt."

Es kam nun Buch auf Buch, es wurden über drei Dutzend. 1929 erschien der Roman „Urlaub von Gott", 1931 der Keplerroman „Stern und Schicksal", 1932 der Roman über Robert Mayers Leben und Werk „Der göttliche Ruf", 1936 das Buch über den deutschamerikanischen Dichter aus der Pfalz, den Achtundvierziger Konrad Krez „Ein starkes Leben", und 1938 der Roman „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier", das abenteuerliche Leben des Schwaben Johann Jakob Wunsch aus Heidenheim, der ein General im Heere Friedrichs des Großen war. 1940 erschien ein weiterer historischer Roman „Herzog und Vogt". 1950 erschien die in Kirchheim spielende Erzählung „Verzauberung", in der Finckh der Jünglingsfreundschaft mit Hermann Hesse – die ein ganzes langes Leben überdauerte – ein Denkmal setzte. 1952 erschien die Geschichtensammlung „Schelmerei am Bodensee", 1953 der Naturschutzroman „Der Goldmacher", in dem es um den Hohenstoffeln geht. 1961 erzählte er in dem Buch „Himmel und Erde" aus acht Jahrzehnten seines Lebens und fügte neue Gedichte bei. 1964 erschien als letztes das „Trostbuch": „Ich steh an meinem Platz".

Zwischen den großen Werken lag eine fast unübersehbare Zahl von kleinen Schriften, Sach-, Kampf- und Mahnschriften, Gedichten, nicht zuletzt seine mehr als 50 lebendigen und temperamentvollen „Freundesbriefe" an den Kreis von über 2000 Menschen, mit denen er in den verschiedensten Anliegen ständig in Verbindung stand. Schon 1924 hatte Ludwig Finckh auch die Gedichtsammlung „Die Lerche" herausgegeben, eine Auswahl schwäbischer Dichtung aus tausend Jahren. Von zahlreichen beschreibenden Schriften seien genannt: „Der Bodensee", „Der unbekannte Hegau", „Kleine Stadt am Bodensee", „Konrad Widerholt".

Die Bücher waren nur ein Teil von Ludwig Finckhs Lebenswerk. Denn dieser unermüdliche Erzähler, dieser

schwäbische Erzpoet, der sich nie zu den hellsten Sternen am literarischen Himmel gezählt hat, hat sich sein ganzes Leben lang für vielerlei brotlose, aber edle und wichtige Dinge vereifert: Für die Ahnenforschung (1921: Ahnenbüchlein, 1923: „Ahnengarten" und „Ahnenhorst", 1926: „Heilige Ahnenschaft", 1928: „Vogelnest", 1930: „Haus- und Ahnenbuch" usw.), für die Anteilnahme am Leben der Deutschen in der Fremde („Sudetendeutsche Streife", „Der Vogel Rock"), für die Sauberkeit unserer Sprache, für den Schutz der Heimatnatur – was hat er bloß Zeit und Geld und Menschenkraft verbraucht in seinem Kampf um den Hohenstoffeln, dessen Erhaltung in erster Linie sein Verdienst ist.

Ludwig Finckh! Gelesen, geliebt und verehrt von vielen Hunderttausenden; vergessen, verkannt, totgeschwiegen von anderen. Was hats ihn gekümmert! Er hat gesungen, wie der Vogel singt, und auch ihm war das Lied, das aus der Kehle dringt, Lohn, der reichlich lohnet. Er hat geglaubt und geopfert, er hat sich getäuscht und geirrt wie viele in den mancherlei Irrgärten dieser Zeit. Er hat gelitten und gebüßt. Er ist früh schneeweiß geworden. Der materielle Lohn für seine reiche und fleißige und himmelstürmende Arbeit ist ihm zerronnen. Und trotz allem und allem hat er am Ende gesungen:

Da ich nun am Ende bin,
Frug ich nach der Erde Sinn.
Wär ich Pflanze, wär ich Tier,
Trüg die Antwort ich in mir:
Wesen aus kristallnem Grund,
Tropfen aus des Schöpfers Wund.
Mensch geworden zu Beginn,
Mitten und zum Ende hin,
Mußt ich nur in Glück und Pein
Wort und Bote Gottes sein.

Karl Götz

Hans Auwärter †

Am 26. Januar 1964 starb Notar Hans Auwärter, geboren am 6. Oktober 1894. Er war in der Mitgliederversammlung vom 6. Juni 1931 an Stelle von Kommerzienrat Albert Schwarz zum Schatzmeister des Bundes für Heimatschutz gewählt worden. Der damalige Oberrechnungsrat und spätere Justizamtmann wurde dem Vorstand hierfür von Professor Hans Schwenkel empfohlen. Hans Auwärter, der immer nur eine Lebensaufgabe kannte: der Allgemeinheit auf Grund seiner besonderen Fähigkeiten gewissenhaft und verantwortungsbewußt bis zur Selbstaufopferung mit unerhörtem Fleiß zu dienen, nahm das Ehrenamt, von dem vorauszusehen war, daß es ihm eine weitere schwere Belastung bringen würde, an. Er tat dies nicht „schand- und ehrenhalber", auch nicht allein deshalb, weil ihn die gestellte Aufgabe als Fachmann reizte, sondern auch und vor allem aus der Verantwortung des Mitgliedes, das sich dem Verein und der von ihm vertretenen Sache verpflichtet fühlt. Hans Auwärter war überzeugter „Heimatschützler". Er liebte seine schöne Heimat. Sie war ihm teuer und er war entschlossen, sie zu hüten und vor denen zu bewahren, die sie verderben. Dabei ging es ihm um ihre natürliche und geistige, ihre reale und ideelle Existenz, um die Zeichen der Herkunft und der Bestimmung. Worin der Mensch „Heimat" sucht, war ihm nicht gleichgültig. Seine besondere Teilnahme galt dabei den Kerngebieten des Heimatschutzes: Naturschutz und Denkmalpflege. Professor Hans Schwenkel wußte also sehr wohl, wen er anbot. Hinzu kam ein anderes: Hans Auwärter hatte sich schon damals ein hohes Ansehen im staatlichen Kassenwesen erworben. Als Mitarbeiter des Justizministeriums Stuttgart erfüllte er bei der Umgestaltung und Neufassung der Justizkassenordnung alle in ihn gesetzten Erwartungen. So wurde der Vorstand von seinem Schatzmeister nicht enttäuscht. Hans Auwärter brachte das Kassenwesen des Vereins und die damit zusammenhängende Vermögensverwaltung in kurzer Zeit in Ordnung, leitete die Buchführung, überwachte den Eingang der Mitgliedsbeiträge und sorgte für den geregelten Versand der Schwäbischen Heimatbücher, welche die Jahresgabe des Bundes für Heimatschutz darstellten. Darüber hinaus war er lebhaft um die Gewinnung neuer Mitglieder bemüht. Auch dies war ein Zug, der ihm Zeit seines Lebens eignete: es ging ihm in allem, was er für den Bund tat, nicht allein um eine kräftige Vertretung der in der Satzung umrissenen Gedanken; er erkannte, daß ohne Mitgliederzuwachs alle Arbeit vergeblich war. Als Gradmesser des Gelingens oder Mißlingens galt ihm nicht die Jahresabrechnung, sondern die Summe, die sich aus dem Vergleich der Zu- und Abgänge an Mitgliedern ergab. Er hielt es für unmöglich, der Sache des Bundes zu dienen, ohne Menschen für ihn zu gewinnen. Er erkannte darin das Wesen des Vereines als „Bund". Aus dieser Verantwortung heraus unternahm Hans Auwärter einen bezeichnenden Schritt. Um diesen recht zu verstehen – er wurde manchmal nicht recht verstanden –, muß man wissen, daß in gewissem Sinne das Schicksal des Bundes für Heimatschutz sein „Schwäbisches Heimatbuch" war. Es war das Hauptwerbemittel für die Vereinsideen und auch den „Bund" als solchen. Heute noch findet es sich in allen Büchereien, von den größten herab bis zu den kleinsten, Ämtern, Firmen – und Antiquariaten. Wer dieses Buch haben wollte, trat bei. Den

Vertrauensmännern oblag vornehmlich die Aufgabe der Verteilung desselben. Dieser Charakter des Vereins als „Buch-Gemeinschaft" schrieb den Weg vor, der zur Ausdehnung des Bundes für Heimatschutz zu gehen war. Hans Auwärter stellte Gustav Karpf als Werber ein, der mit dem Heimatbuch in der Hand im Lande umherreiste, seine Fischzüge in die Nähe und die Ferne richtete, mit seinem großen Schlapphut oft als „Professor" angesprochen wurde und immer eine Handvoll Beitrittserklärungen mitbrachte. Darum sind Hans Auwärter, das Schwäbische Heimatbuch und Gustav Karpf nicht voneinander zu trennen.

Eines weiteren ist zu gedenken. Wenn der Schwäbische Heimatbund heute Eigentümer von rund 120 ha meist unter Natur- oder Landschaftsschutz stehenden Landes ist, so ist dies in erster Linie Hans Auwärter zu verdanken. Gewiß, Professor Hans Schwenkel gab Hinweise auf schützenswerte Steppenheiden, Schafweiden mit Wacholderbeständen, Vogelschutzgehölze, Riedflächen. Hans Auwärter aber besorgte das mühselige, zeitraubende Geschäft des Ankaufs und war darüber hinaus immer auf Abrundungen bedacht. Auch dies war für ihn keine Verwaltungsarbeit. Er war mit dem Herzen dabei. Im Schwäbischen Heimatbuch 1941, S. 146–147, hat er selbst über die Anfänge berichtet. In einer Zeit, da der Staat keinerlei Ankäufe zum Zwecke der Sicherung naturnaher Kulturlandschaften vornahm, müssen die von ihm leidenschaftlich betriebenen Erwerbungen als eine besondere Vereinstugend bezeichnet werden. Mit Befriedigung konnte er feststellen, daß die staatliche Anerkennung und Förderung nicht fehlte. Freilich mußte er zunehmend erkennen, daß der erworbene Besitz keine ungetrübte Freude war und manche Sorgen bereitete. Handelte es sich doch dabei keineswegs um urtümliche Natur, die man sich selbst überlassen durfte, sondern um Landschaften, die das Ergebnis einer bestimmten Kultivierung darstellten. Dies bedeutete, daß man die Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt hatten, aufrecht erhalten mußte, somit die Grundstücke zu pflegen hatte, wenn sie nicht verwildern und, auch für die Zwecke des Naturschutzes, wertloses Ödland werden sollten. Hier lag und liegt noch eine große Schwierigkeit, deren der Schwäbische Heimatbund nur mit Hilfe der Staatlichen Bezirksstellen für Naturschutz, des noch zu schaffenden Staatlichen Naturschutzdienstes und zahlreicher freiwilliger Helfer Herr werden kann. Das überkommene Erbe verpflichtet.

Überflüssig zu sagen, daß Hans Auwärter tatkräftigen Beistand leistete, als es galt, den Bund, dessen Geschäftsstelle 1944 ausgebombt wurde, wobei alle wichtigen Unterlagen verbrannten, und dessen Vermögen in der Währungsreform unterging, wieder aufzubauen. Dabei bewies er viel Verständnis für neue Möglichkeiten der Mitgliedergewinnung auf dem Gebiet eines „menschenfischenden" Veranstaltungswesens, das den Verein davor bewahrte, aus einer „Buch-Gemeinschaft" in eine „Zeitschriften-Gemeinschaft" verwandelt zu werden, als 1950 das „Schwäbische Heimatbuch" durch die „Schwäbische Heimat" abgelöst wurde. Wenn der Schwäbische Heimatbund die in § 2 seiner Satzung enthaltenen Gedanken einer umfassenden Heimatpflege vermittels dieser Zeitschrift und seiner Veranstaltungen – der Jahreshauptversammlung, der Ferienwoche, der Pfingsttage, der Studien- und Lehrfahrten – auszubreiten vermag, darüber hinaus, als Eigentümer von Grundstücken, zu den ersten Naturschützern des Landes zählt, so verdankt er dies Hans Auwärter als treuem, verständnisvollen und kenntnisreichen Mitarbeiter. Er gehört in diesem Sinne zu den Vätern des Bundes. *Adolf Schahl*

Zum 100. Geburtstag von Cäsar Flaischlen

am 12. Mai hat Buchhandlung Tabler, Stuttgart, Olgastraße 49, Werke, Bilder, Biographien und Plastik des Dichters ausgestellt.

Wer hat Briefe von und an Cäsar Flaischlen, insbesondere aus der Zeit der Pan-Herausgeberschaft (auch Abschriften)? Freundliche Mitteilung an Frau Margarete Tabler-Flaischlen, Stuttgart, Olgastraße 49 (Buchhandlung).

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Das gerettete Goldersbachtal

Erfreuliche Nachricht kommt von Tübingen: Das Goldersbachtal wird in seiner landschaftlichen Schönheit und Eigenart erhalten; der Plan, dort eine Talsperre zu bauen, ist zu den Akten gelegt.

Der Schwäbische Heimatbund hat in Nr. 4 der Schwäbischen Heimat vom August 1963 auf die Gefahr, welche diesem besonders reizvollen Schönbuchtal dicht vor Bebenhausen durch Bauprojekte der Wasserversorgung drohte, hingewiesen und deren grundsätzliche Ablehnung unter anderem darauf gestützt, daß diese Vorhaben auch technisch verfehlt seien.

Man kann allen für die Entscheidung letztlich verantwortlichen Behörden und Einzelnen dafür dankbar sein, daß sich diese Erkenntnis durchsetzen konnte. Es wäre nicht möglich gewesen, wenn man nicht ernstlich nach anderen Wegen gesucht hätte, denn der Heimat- und Naturschutz kann ja billigerweise nie erwarten, daß wirklich wichtige Erfordernisse wie die Versorgung der immer noch wachsenden Bevölkerung und ihres Industriebedarfs um einer schönen Landschaft willen unerfüllt bleiben.

Obwohl sich die Erkenntnis allmählich durchsetzt, daß *gesunde Natur* nicht nur ein anvertrautes, erhaltenswertes Gut des Volkes ist, sondern eine lebensnotwendige Voraussetzung der *Gesundheit des Menschen*, so müssen wir uns doch immer mit um den richtigen Ausweg, um die wirklich sinnvolle Alternativlösung bemühen.

Wenn diese zudem noch ungleich billiger ist, wie im Bericht vom 6. 3. in der Stuttgarter Zeitung zu lesen war, so haben beide Teile – der Naturfreund und der für die Versorgung verantwortliche Techniker – gewonnen. Glücklicherweise sind oft diese beiden Kategorien in einer Person vereinigt. Hoffen wir, daß sie immer so erfolgreich zusammenwirken wie im Goldersbachtal.

Ein *Rückhaltebecken* mit unterem Auslauf an geeigneter Stelle über das schon seit 1958 grundsätzliche Einigkeit besteht wird unmittelbare Hochwassergefahr bei der Schneeschmelze und bei Wolkenbrüchen beseitigen. So können auch die im Unterlauf des Tales liegenden Gemeinden und Wohnbezirke von Tübingen beruhigt darüber sein, daß sie von der Entscheidung keine Nachteile haben.

W. K.

Das Brettachtal

Wir haben in unserem Land zwei reizvolle Flüßchen mit Namen Brettach. Das eine fließt zwischen dem Mainhardter Wald und den Löwensteiner Bergen von Mainhardt an dem hochgelegenen Burgstädtchen Maienfels vorbei fast ausschließlich durch Keuperschichten in nord-westlicher Richtung zum Kocher, in den es bei Neuenstadt mündet. Das Tälchen ist namentlich in seinem Unterlauf ziemlich dicht besiedelt: Adolzfurt, Bretzfeld, Bitzfeld, Langenbeutingen, Brettach folgen sich jeweils in 2–3 km Abstand.

Viel einsamer und ursprünglicher ist die Brettach, welche sich von Rot am See her in ihrer Hauptrichtung von Nord-Ost nach Süd-West im Muschelkalk eingefressen hat. In vielfachen Windungen strebt sie der Jagst zu, die sie ungefähr in der Mitte zwischen Kirchberg und Langenburg erreicht. Die großen Orte wie Gerabronn oder Blaufelden liegen auf der fruchtbaren Hohenloher Ebene. Auf den Felsen am Talrand stehen eine ganze Anzahl alter Burgruinen. Im Talgrund sind einige einsame Mühlen, aber die Wasserführung ist mäßig.

Es besteht nun die Absicht, im unbesiedelten Talabschnitt bei Beimbach einen größeren Damm zu bauen und damit das Wasser, das nur in besonderen Regenzeiten (Frühjahr) und nach Gewittergüssen reichlich fließt, in einem größeren Becken aufzustauen, das nach Ansicht der Wasserwirtschaft dringend erforderlich ist, um den Wasserhaushalt dieses Gebietes auszugleichen und Hochwasserschäden zu vermeiden. Unzweifelhaft bedeuten der hohe Damm und der 1500 m lange See, der sich mit wechselnder Wasserhöhe durch mehrere Talschlingen erstrecken würde, einen schwerwiegenden Eingriff in eine wegen ihrer Eigenart besonders hervorragende und schutzwürdige Landschaft.

Auf keinen Fall kann die Tatsache, daß zur Zeit offenbar reichliche Mittel zur Verfügung stehen, als Grund für so einschneidende Veränderungen einer besonders ursprünglich gebliebenen Landschaft angeführt werden. Eine Rentabilität der aufgewendeten Mittel kann sowieso nicht erwartet werden. Fraglich ist wegen der geologischen Verhältnisse sogar die Wirksamkeit der Maßnahme, da der Muschelkalk der Gegend häufige Versickerungsmöglichkeiten zeigt. Die Warnungen der Geologen vor Enttäuschungen und nachträglich notwendigen Änderungen sind sicher ernst zu nehmen.

Bedauerlich ist, daß offenbar die beauftragten Vertreter des Naturschutzes nicht rechtzeitig von den Vorplanungen unterrichtet wurden. Sonst wäre es wohl nicht möglich, daß

jetzt, nachdem bereits ein ausgearbeitetes Projekt offengelegt wurde, in der Tagespresse heftige und offenbar sehr berechtigte Kritik an den Planungen von guten Kennern der Verhältnisse vorgebracht werden.

Der Schwäbische Heimatbund hat sich nach ausführlicher Beratung im Vorstand entschlossen, deshalb gegen das Projekt beim Landratsamt Crailsheim am 7. April Einspruch zu erheben und diesen wie folgt begründet:

> Durch das Becken, die Staudämme, Abgrabungen und Aufschüttungen und die damit zusammenhängenden Neuanlagen von Straßen usw. würde das Herzstück des Brettachtales und seine Umgebung schwerwiegend verändert und in seiner ursprünglichen Wirkung zerstört. Das Tal ist ein beliebtes Wanderziel nicht nur für die engere Nachbarschaft des Hohenloher Landes. So wurde zum Beispiel vom Schwäbischen Heimatbund im Jahre 1963 eine ausführliche Studienfahrt dorthin unternommen, die lebhaft besucht war und allen Teilnehmern starke Eindrücke dieser schönen, bisher gut erhaltenen, geschützten und auch weiterhin schutzwürdigen Landschaftsteile vermittelte. Deshalb hält der Schwäbische Heimatbund die in der Tagespresse und an anderen Orten (z. B. Blätter des Schwäbischen Albvereins, 70. Jahrgang, Nr. 1) erhobenen Proteste gegen das Stauprojekt für durchaus beherzigenswert und schließt sich ihnen an.
>
> Für den Hochwasserschutz genügt nach fachmännischer Beurteilung ein Rückhaltebecken ohne Dauerstau, das wir deshalb für einzig verantwortbar halten.

Wir werden an dieser Stelle über den weiteren Verlauf der Angelegenheit berichten. Ob die im Jagsttal selbst zwischen Crailsheim und Kirchberg geplanten Aufstauungen allerdings technisch und landschaftlich eher vertretbar sind, ist sehr zu bezweifeln. Auch hiergegen sind Stimmen laut geworden, die man nicht überhören sollte. *W. K.*

Das Tiefenbachtal

Daß die kürzeste Verbindung von zwei Punkten die Gerade sei, kann niemand bezweifeln. Deshalb bestreitet auch kein Mensch, daß eine Straße von Nürtingen ins Lenninger Tal bei Owen oder Brucken, welche durchs Tiefenbachtal geführt würde, relativ zügig wäre. Nach der Karte scheint sie sich geradezu anzubieten.

Trotzdem kann uns und viele Naturfreunde das Projekt, das die Planungsgemeinschaft Neckar-Fils vertritt, nicht überzeugen. Denn das Gebiet der Braun-Jura-Hügel, das dem Albrand vorgelagert und auf 26 qkm Fläche von jeder größeren Besiedlung freigeblieben ist, bietet sich als das gegebene und in seiner Eigenart besonders bevorzugte Erholungsgebiet kurzer Entfernung für die allmählich immer stärker anwachsenden Städte Nürtingen, Kirchheim, Owen und ihre Umgebung an. Daß es bisher siedlungsfrei geblieben ist, hat ebenso geschichtliche wie topographische Gründe.

Es war herzoglich württembergisches Jagdgebiet und es ist in seiner Oberflächenstruktur außerordentlich stark zerschnitten von vielen kleinen Quell- und Wiesentälern, die aus ihren intimen Räumen einzigartige Ausblicke auf die markanten Gruppen des hier besonders reich modellierten Albrandes ergeben: Neuffen, Wilhelmsfels, Beurener Fels, Brucker Fels.

Wer dächte daran, ein solches Kleinod ohne zwingende Gründe anzutasten? Hat nicht die ganze Alb und ihr Vorland berufene beamtete und freiwillige Pfleger ihrer Schönheiten? Sie haben auch schon ihre Stimme erhoben und Gegengründe und Gegenvorschläge vorgebracht.

Der Schwäbische Heimatbund ist nach genauer örtlicher Überprüfung außerdem der Überzeugung, daß die enge Talrinne des oberen Tiefenbachtales wegen des an beiden Seiten am Hangfuß überall austretenden Wassers auch baulich nicht geeignet für eine Straße ist. Für diese müßte der ganze Bachlauf und die Nebenbäche vollständig neu geführt und teilweise eingedolt werden. Die natürliche Bachbepflanzung ginge also verloren. Böschungen und Einschnitte würden die Landschaft störend verändern und ihre landwirtschaftliche Nutzung schwer beeinträchtigen. Die Qualität der Straße wäre zudem in den kälteren Jahresabschnitten mindestens fraglich. Nebel und Glatteis werden sie stören, viele Kurven sind unvermeidlich, und selbst wenn die Straße bestünde, würde der Autofahrer, dem es auf einen Umweg von 4–5 km zugunsten einer ungehinderten Durchfahrt nicht ankommt, sie im eigenen Interesse besser meiden. Wer den Naturgenuß sucht, läßt den Wagen sowieso unten am Taleingang stehen, wo allerdings noch Parkplätze für die Sonntagswanderer geschaffen werden müßten.

Die heutige Straßenverbindung von Nürtingen ins Lenninger Tal befriedigt natürlich nicht. Man benützt dabei auf 3–4 km meist die Autobahn, um die komplizierte Durchfahrt durch die südlichen Stadtteile von Kirchheim zu vermeiden. Das widerspricht vollständig dem Sinn einer Autobahn und könnte jederzeit unterbunden werden.

Es ist deshalb zu fordern, daß die sowieso notwendige südliche Tangentialstraße des Kirchheimer Raumes so rasch als möglich gebaut und so gelegt wird, daß sie eine gute Schnellverbindung vom unteren Lautertal (Owen–Dettingen) nach Nürtingen über Reudern ergibt. Dann wird niemand mehr verstehen, wozu man noch eine Tiefenbachtalstraße bräuchte, die das wohlbekannte Tal, nach dem sie sich nennt, gerade als das zerstören würde, was es heute noch ist: ein landschaftliches Idyll mit Bach, Wiesen, Wald, überragt von eindrucksvollen Bergsilhouetten – *so sollte es auch bleiben!* *W. K.*

Horst Ossenberg, Das Bürgerhaus im Bergischen Land. 4. Band der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus", herausgegeben von Adolf Bernt. Verlag Ernst Wasmuth, Tübingen.

In den ersten Kriegsjahren hat der Verfasser als junger Student begonnen, eine Anzahl bemerkenswerter Bürgerhäuser seiner Vaterstadt Sodingen mit allen Einzelheiten aufzumessen und sie im Grundriß, Schnitt und in den Ansichten darzustellen. Neben repräsentativen Wohngebäuden mit ihren in reizvollen Mustern verschieferten Fassaden, prächtigen Portalen und zierlichen Dachaufbauten, von einer reich gewordenen Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert errichtet, nahm er auch zeitlich weiter zurückliegende schlichte Bürgerhäuser auf, die noch ihren bürgerlichen Ursprung verraten und das alte Fachwerk, als Ankerbalkengerüst gezimmert, mit seinen weiß getünchten Feldern zeigen. Ihre Wetterseite ist bei manchen durch einen Schindelschirm, bei den späteren durch eine Verbretterung geschützt, die in der folgenden Zeit, als eine dichter gewordene Bebauung zur Verstädterung geführt hatte, die Häuser enger aneinander rückten und die Feuersgefahr sich erhöhte, einem Schieferkleid weichen mußten. Schließlich wurden alle Schauseiten verschiefert, und jene Verkleidung entwickelte sich zuletzt zur reinen Schmuckform. – Im Verlauf der Untersuchungen hat es sich als zweckmäßig herausgestellt, die Forschung aufs ganze Bergische Land auszudehnen.
Hinter den vielerlei An- und Ausbauten der immer mehr sich vergrößernden Anlagen, deren ursprüngliche Gestalt der Verfasser herauszuschälen unternommen, verbirgt sich ein Stück Wirtschaftsgeschichte. Verursacht durch fortgeführte Erbteilungen, wie es die Urkunden bezeugen, muß wohl der Ackerbürger vom 13. Jahrhundert an zum Handwerk übergegangen sein, und der Stall wird zum Lager, die Wohnräume zu ebener Erde werden zur Werkstatt.
Ossenbergs Buch bringt zahlreiche Zeichnungen, Karten und Lichtbilder, es zeigt als ältestes Beispiel ein Stadthaus vom Baujahr 1588, vereinzelt Wohnhäuser aus dem 17. Jahrhundert, viele reich durchgebildete Bürgerhäuser aus dem folgenden und zum Schluß noch einige klassizistische Wohnhäuser in der bescheidenen Haltung des beginnenden 19. Jahrhunderts. Sein dokumentarischer Wert aber gründet sich darauf, daß es hier einmal gelungen ist, die im Kriegsjahr 1944 vernichteten Bürgerhäuser in Aufmaß und Lichtbild festgehalten zu haben.
In unserer Heimat sind zwar in Kleinstädten und Dörfern noch recht viele Hausdenkmale erhalten geblieben, sie wurden aber Änderungen unterworfen, wobei unsere hochentwickelte Technik heutzutage allen Wünschen gerecht wird nach Lichtfülle und Spannweiten wie nie zuvor. Sie kann aber ein altes Bauwerk, ehedem in Stein und Fachwerk erstellt, selten zugleich vor groben Entstellungen bewahren. Das fällt besonders bei neu eingebauten Läden in alten Fachwerkgebäuden ins Auge, und da bleibt nichts übrig, als so lieblos umgebildete *Kulturdenkmale* mit dem Ausdruck des Bedauerns abzuschreiben.
Vom Erdboden verschwinden neuerdings ganze Straßenzüge und Gebäudegruppen, die dem gesteigerten Verkehr zum Opfer fallen. Meist legt man eine Straßenseite nieder, verbreitert die eng gewordene Fahrbahn, schafft Gehwege und dazu schnurgerade Häuserfronten. Durch solche „unaufschiebbaren" Maßnahmen ist dann auch das alte, sinnvoll gegliederte Raumbild auf immer dahin, und niemand kann sich morgen vorstellen, wie reizvoll, wie behaglich und ansprechend die verschwundene Häusergruppe uns vordem beglückt hat.
Angesichts jener unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung ist der Antrag des Schwäbischen Heimatbundes an die Verantwortlichen unseres Landes, um die Schaffung eines Freilichtmuseums in Baden-Württemberg bemüht zu sein, eben noch zur rechten Zeit gekommen. Wie man so ein Museum anlegt, ob man alte Gebäude da und dort als Heimatmuseen erhält, ob man ganze Häusergruppen abträgt und anderswo aufbaut, sie mit altem Haus- und Handwerksgerät füllt, ist nicht so wichtig als die Bereitschaft des Staates, Mittel freizustellen, damit man diese Aufgabe ohne Säumen anpacken kann. Es ist zu hoffen, daß wie anderwärts ein solches Freilichtmuseum zum Sammelpunkt weiterer systematischer Hausforschung wird, so daß auch in unserem Raum durch ähnliche Arbeiten wie die von Ossenberg, die trotz der grundlegenden Arbeiten von Max Lohß und Hermann Schilli noch vorhandenen Lücken in der Bestandsaufnahme und Erhaltung alter Hausformen geschlossen werden.

Oscar Heinitz

Ulm. Das alte Stadtbild in Fotos 1860–1963. Text von *Hellmut Pflüger.* Anton H. Konrad Verlag Neu-Ulm. 112 Seiten Bildtafeln, 40 Seiten erläuternder Text, 1 Stadtplan. Gebunden 19.80 DM.

Im Gegensatz zu dem im Deutschen Kunstverlag erschienenen Buch von Pée mit den vorzüglichen Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner, in dem auch noch die mittelalterliche Malerei und Plastik einbezogen ist, bringt Pflüger zum größten Teil alte Fotografien, alte Bilddokumente, die für einen, der den Anfang des Jahrhunderts in Ulm erlebt hat, seltsam „heimelige" Gefühle erwecken. Immer wieder bezwingt der Eindruck der unbedingten Einheitlichkeit der Stadt, einer Einheit, die selbst das Buch noch auszustrahlen vermag. Kaum vermag ein Buch so einprägsam die Bedeutung alter Aufnahmen als Dokumente für die Baugeschichte zum Ausdruck zu bringen. Hat doch die Fotografie nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ansicht, die Vedute, abgelöst und diese wichtige Aufgabe von ihr übernommen. Bei aller Liebe zu diesen alten Ansichten können wir nicht umhin, dies anzuerkennen, und können auch nicht genug davor warnen, in Archiven oder Heimatmuseen die frühen Fotografien, diese nüchternen und kunstarmen Brüder der Vedute, in ihrer Bedeutung als Sammelobjekt zu unterschätzen.
Eine Aufnahme aus dem Jahre 1860, etwa das Bild des Neutors vor dem Abbruch, scheint uns irgendwie zeitlich noch näher zu stehen, dokumentarisch noch glaubhafter zu sein als eine gleichzeitige Lithographie, und noch mehr als Stahlstiche um 1848, deren romantische Haltung sie uns älter erscheinen läßt, als sie an sich sind. Welch geruhsame Atmosphäre spricht aus den alten Straßenbildern, aus den Einblicken in verschwiegene Höfe, aus der Schau über die Giebel hinweg! Gerade in solchen Bildern wird deutlich, wie frühe Fotografien uns wärmer, menschlicher ansprechen als die modernen, obwohl beide in ihrer Weise nur den nackten Tatbestand feststellen. Vom Stadtbaulichen abgesehen haben die persönlichen Dokumente der antiquierten Staffage etwas eigentümlich Rührendes, etwa das Aufziehen der Wachtparade auf dem Münsterplatz, die Hauptwache oder das Gruppenbild der Münsterbauhütte.
Im einführenden Text geht Pflüger vor allem dem Formenwandel des Ulmer Bürgerhauses nach, insbesondere dem des Fachwerks, bis dieses im vorigen Jahrhundert unterm Putz verschwindet. Die eingehende Bildbeschreibung ver-

rät genaue Kenntnis der Topographie und Baugeschichte Ulms. Dabei werden keineswegs die Sünden der Väter verschwiegen, ist doch schon lange vor 1900 allerhand „passiert", was hätte vermieden werden können, angefangen mit dem Abbruch der Tore in einer, damals schon, übersteigerten Bewertung des Verkehrs, und dies gerade in den Jahren, als der Straßenverkehr durch die Eisenbahnen wesentliche Entlastung fand.
Die Namen des Herausgebers und des Verlegers zeugen dafür, daß auch in der jungen Generation noch Sinn für Tradition, für das einstige Antlitz von Ulm, vorhanden ist. *Max Schefold*

Buchreihe *„Heimat und Arbeit"*. Sechs neue Bände für die Kreise: Wangen, Sigmaringen, Hechingen, Rottweil, Leonberg, Vaihingen. Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen. Preis DM 14.80–16.80.

In Heft 4/1962 der „Schwäbischen Heimat" wurden die ersten Bände der Buchreihe „Heimat und Arbeit" stark kritisiert. Gerne stellt man fest, daß die vorliegenden neuen Bände der Reihe im allgemeinen positiver gewertet werden können. Es bedeutet schon eine Verbesserung, daß nun neben der Gesamtdarstellung der Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsgeschichte der Kreise die einzelnen Firmen am Schluß der Bände in „Kurzbiographien" abgesetzt sind. Der Abschnitt „Wirtschaft im Bild" hat freilich seinen störenden Reklamecharakter noch nicht verloren.
Die Gliederung der Bände ist ziemlich gleich: Auf Einführungen der Landräte folgen meist von den Bürgermeistern geschriebene Porträts der einzelnen Städte und größeren Gemeinden, dann Kapitel über die natürlichen Grundlagen, Landschaft, Morphologie usw., über die Baudenkmale und die Kunst, über die Landwirtschaft, selbständige Abschnitte über Wald, Waldwirtschaft und Wild, eine zusammenfassende Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung bis zum heutigen Stand. Im einzelnen können die Beiträge hier nicht besprochen werden, obwohl eine Gegenüberstellung interessant wäre. Durchweg ausgezeichnet sind die geschichtlichen Abschnitte, für die hervorragende Sachkenner zeichnen (z. B. Grube, Seigel, Rauh, Betz, Wißmann [nicht „Lißmann", wie im Inhaltsverzeichnis von Bd. Vaihingen steht]). Ähnliches gilt für die Darstellung und Betrachtung der künstlerischen Zeugnisse der Kreise (Genzmer in Bd. Hechingen und Sigmaringen, Schahl in Bd. Vaihingen und Leonberg, Graf Waldburg in Bd. Wangen). Bd. Leonberg enthält einen selbständigen Abschnitt über die Vor- und Frühgeschichte von Paret und kurze Kapitel über Brenz, Kepler und Schelling.
Besonders begrüßt wird, daß in den meisten der neuen Bände nun auch die Landschaft mit Morphologie, Erdgeschichte usw. eindrucksvoll und sachkundig zu Wort kommt (R. Götz und W. Baur). Leider vermißt man eine solche selbständige Betrachtung der Landschaft noch in dem Bd. Wangen, der zwar am besten bebildert ist, dessen eigenartige, eiszeitliche Landschaft aber ohne geologische Grundlage gar nicht verstanden werden kann. Und schließlich muß erneut gefragt werden, warum wird eigentlich nur den „Kunstdenkmälern" der gebührende Raum zugestanden und werden im Vergleich mit diesen (mit Ausnahme der trockenen Liste in Bd. Rottweil) die „Naturdenkmale" i. w. S. durchaus vernachlässigt (u. a. Naturschutzgebiete, Landschaftsschutzgebiete, Naturdenkmale i. e. S., besondere Vorkommen von Pflanzen und Tieren usw.)? Gerade diese bestimmen doch das heimatliche Gesicht der Kreise. Wäre es so beispielsweise nicht auch richtig, in einem Albkreis wenigstens mit einem Bild eine Wacholderheide oder eine Silberdistel oder einen Standort mit Frauenschuh zu zeigen? In jedem Kreis gibt es einen Beauftragten für Naturschutz; der könnte doch solche Beiträge liefern, nicht als Aufzählung, sondern locker geschrieben wie die Abschnitte Kunstdenkmale oder Geschichte. Das ergäbe dann von selbst eine lebendige Schilderung der naturhaften Eigenart der Kreise . . .
Die letzten Bemerkungen mögen nicht nur als Kritik, sondern vor allem auch als Anregungen verstanden werden. Im übrigen sei wiederholt, die neuen Bände der Reihe „Heimat und Arbeit", voran die Bände Kreis Rottweil und Kreis Leonberg entsprechen schon weitgehend den Forderungen, die man unabdingbar an ein so offiziell aufgemachtes „Heimatbuch" stellen muß. Sie füllen in ihrer Art eine Lücke aus, in der sie sich auch neben den, ohnehin in weiter Ferne liegenden Kreisbeschreibungen behaupten werden. Wie weit der Versuch, die Wirtschaft in das Bild der Heimat einzuschmelzen, in den einzelnen Bänden gelungen ist, sei dahingestellt; es bleibt ein gewisser Antagonismus, der ja schließlich auch schon in dem Titel der Buchreihe „Heimat *und* Arbeit" enthalten ist. *O. Linck*

Stachelwort und leises Lied

Lyrik ist ein höchst differenziertes Spiel innerer Kräfte. Sie kann sich in ein heiteres oder ernstes Gewand kleiden, stachelndes Wort oder leises Lied sein. Entscheidend ist nur, wie ihr Gegenstand in der einmaligen, objektivruhenden Form des Sprachleibs Gestalt gewinnt. Darauf allein beruht ihre Wirkung.
Die Gedichte von *Gerhard Schumann* haben den Elementen heiteren oder ernsten Erlebens die eigengesetzliche Wirklichkeit solcher Gestalt gegeben. Der Wille zur Form bestimmt ihren besonderen Charakter. Ihre Sprache ist elastisch genug, sich den leisesten Schwingungen einer inneren Bewegtheit anzuschmiegen, und stark und eigenwillig genug, das von außen gegebene Wirkliche in den lebendig bewegten Ausdruck einzufangen, ihm das Kolorit der persönlichen Eigenart, deren Tempo und Temperament aufzuprägen.
Die beiden zuletzt erschienenen Gedichtbände (die der Hohenstaufen-Verlag in Eßlingen vorlegt) zeigen, in welchem Maße sich bei Schumann Feinhörigkeit nach außen und sichere Führung der inneren Form entsprechen, wenngleich sein Sprachgewissen sich mehr an älteren als an modernen Gestaltungsnormen ausgebildet hat.
Die *„Stachel-Beeren-Auslese"* (100 Seiten, mit 53 Zeichnungen von Karl Staudinger; 9.80 DM) ist eine Sammlung von „neuen besinnlich heiteren Versen", in denen, wie in einem früheren Versband, „Freundliche Bosheiten" ihr humoriges Spiel treiben. Die kleinen, aber spitzen Stacheln dieser Beerenlese zielen auf die Eitelkeit und Torheiten einer sich an ihren Erfolgen sattsam berauschenden, von ihren Reizen überreizten Zeit. Mit Scherz, Satire und Ironie umranken diese Verse ihren Gegenstand, der oft schon in den Überschriften genannt wird: „Film-Morgenröte", „Kur-Gäste", „Aktenberg", „Urlaub des Managers", „Rat für Vorgesetzte" und „für Untergebene".
Die knappe Sprache mit ihren Stachelspitzen verlangt die aphoristische Pointe. Das Stachelwort will treffen. Polemik, Kritik, Ermahnung stehen daher unter der Devise: „Dein Sprich-Wort sei ein Hieb- und Stich-Wort". Aus dem Mosaik der sprunghaften Einfälle entsteht so ein rhetorisch beschwingter Stil, dem es durch Wiederholungen und Variationen, durch Fragen und Antworten, durch eine kecke Reimung der Worte und Silben gelingt, Ein-

sichten, Stimmungen und Bilder mit starken Akzenten zu versehen. Dennoch will dieser Ruf an das Gewissen der Zeit nicht nur stacheln, spannen und anspannen, sondern – im Dienste der Wahrheit – auch klären, helfen und heilen.

Der gestrafften und deutlich akzentuierten Sprache solcher Verse steht die Gelassenheit eines lyrischen Sagens gegenüber, das aus einer anderen Art und Kraft des inneren Auftriebs lebt. Schumann hat schon früher nach Ausdrucksformen gesucht, die den Elementen eines sensitiven Erlebens gemäß sind und sich den Gesetzen ihrer Bewegung fügen.

Dieses Persönliche, das im „schwebenden Klang über irdischer Schwermut" etwas von altschwäbischer Innigkeit bewahrt, stimmt in dem zweiten Band Gedichte sein „Leises Lied" an (126 S., 9.80 DM). Vielgestaltig wird freilich auch hier die Wirklichkeit geschaut: im Nacheinander, im Gegeneinander und im Ineinander der Dinge, bald als Kraft, die ins Unendliche flieht, bald als solche, die sich zeithaft im endlichen Raum entlädt. Spruchartig knappe Verse wechseln daher mit beruhigt ausschwingenden Klängen einer „reinen Inwendigkeit", Improvisationen des Augenblicks mit Bildern, in denen empfangene Eindrücke Klarheit, Maß und Dauer erhalten.

„Erde und Gestirn", „Prüfung der Herzen", „Neues Leben", „Bedrohung und Gnade" – in diesen Themen drückt sich zugleich das Erlebnis einer inneren Wandlung aus, durch die sich der wild aufschäumende Wein der jungen Jahre geklärt hat, „stark und mild" geworden ist. Diese wiedergewonnene Lebensmitte läßt „die Welt mit neuen Augen sehen". Die Hingabe an alles, was der erlebenden Seele begegnet, wird darum für sie auch ein Weg der Einkehr in sich selbst, der Prüfung und der Selbstbesinnung. Aus ihr geht das Wort hervor, das tief und sicher genug ist, alles einfach zu sagen, und das dennoch „das Wesen umspannt". *Emil Wezel*

Erfahrungen an der Grenze

Die oberschwäbische Schriftstellerin *Maria Müller-Gögler* legt einen neuen Roman vor: *Täubchen, ihr Täubchen ...* (Stahlberg-Verlag, Karlsruhe; 306 Seiten, Preis 14.80 DM). Zwei Handlungen, die auf getrennten Ebenen verlaufen, doch sich ständig berühren, verschränken sich in diesem spannend erzählten Roman zu einem tragisch erlittenen Schicksal. Der Mensch unserer Zeit, der Mensch zwischen den Generationen ist das Thema, das hier angeschlagen und in einer sehr freien und offenen Weise durchgeführt wird. Die Welt der Erwachsenen und die Welt der Jugend, die beide sich fremd geworden sind und sich trotzdem gefährlich anlocken, stehen in Gestalt von Mutter und Sohn einander gegenüber. Die Älteren, die sehnsüchtig nach dem verlorenen Paradiese suchen, und die Jungen, die, voll dumpfer Empfindungen, in das Abenteuer des Lebens hineindrängen, erfahren so das Dasein in einer Grenzlage, in der Spannung eines dauernd neu zu integrierenden Gleichgewichts, die alles in erregender Bewegung hält.

Die Tagebuchaufzeichnungen des Sohnes enthüllen der Mutter, wie ungeschützt sie seine frühen Jahre den Lokkungen und Nöten der Nachkriegszeit ausgesetzt hat. Er, der junge Lehrer, flüchtet sich, vereinsamt und unverstanden, in die ihm gestellte pädagogische Aufgabe, in das Reich des Kindes. Doch eben die Anziehungskraft, die von einem noch ungebrochenen elementaren Leben ausgeht (wie es sich in dem Märchen von den Täubchen spiegelt), weckt in ihm nicht nur die Leidenschaft zum Guten und Schönen. Sie wird vielmehr auch seinem Außenseitertum, seiner verspannten Erotik zum Verhängnis. Er scheitert, von den Mächten des Rauschhaften und Triebhaften überwältigt, an der Bezauberung durch eine Schülerin.

Das Erzählen ist hier ganz auf Psychologie, daß heißt auf die Innerlichkeit der dargestellten Menschen gerichtet. Es verliert sich daher nicht an das Zuständliche der äußeren Beschreibung, sondern ordnet alles dem inneren Geschehen unter, so daß es allein von ihm her seinen Sinn empfängt. Deshalb wird diese Geschichte vom Verfall eines jungen Lebens an das Dämonische notwendig auch zu einer Behauptung gegen diese Dämonie. Gerade die Gestalt der Mutter, die das Ungewöhnliche im scheinbar Gewöhnlichen erkennt, gewinnt durch die an ihrem Schmerz sich läuternde Liebe jene innere Größe, die dem Leben mit dem Hinweis auf das noch Ungeschaffene, noch zu Leistende wieder einen Bezug zum Unvergänglichen, zum Unendlichen gibt. *Emil Wezel*

Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. VIII und IX. Herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von Max Miller und Robert Uhland. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, DM 19.50 und 21.50.

Eine Einzelbesprechung der in den beiden neuesten Bänden der bekannten Buchreihe enthaltenen 41 Kurzbiographien ist nicht möglich. Selbstverständlich haben die in den beiden Bänden von verschiedenen Autoren gezeichneten körperlichen und geistigen Umrisse inhaltlich, darstellerisch und umfangmäßig ein verschiedenes Gewicht und Gesicht; aber eben diese Mannigfalt macht die beiden Bände wieder so abwechslungsreich und lebendig wie die vorangegangenen Bände. Der Bogen spannt von der Karolingerzeit bis ins 20. Jahrhundert; eine Fülle schöpferischer Persönlichkeiten auf allen Gebieten taucht aus der Vergangenheit auf: Denker, Dichter, Künstler, Theologen, Gelehrte, Wissenschaftler, Wirtschaftler, Politiker. Band VIII beginnt mit einer Studie über den Mönch und Dichter Walafrid Strabo und enthält u. a. größere Lebensbeschreibungen des Götz von Berlichingen (nicht mit den Augen Goethes gesehen), der Dichter Hermann Kurz und Agnes Günther, des Malers Martin Schaffner, des musischen Grafen Stadion, des Begründers der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, Nepomuk Schwerz. In Band IX steht an erster Stelle der große Abt Wilhelm von Hirsau; eine eingehende Würdigung erfährt Justinus Kerner, erwähnt seien neben vielen Politikern und Ministern aus der Zeit König Wilhelms I., dessen hundertster Todestag sich 1964 jährt, die Kurzmonographien aus neuerer Zeit über den Botaniker Georg Schlenker, den Statistiker Hermann Losch und den Widerstandskämpfer Claus Schenk von Stauffenberg.

O. Linck

Rudolf Kiffmann: Illustriertes Bestimmungsbuch für Wiesen und Weidepflanzen des mitteleuropäischen Flachlands. Teil C, Schmetterlingsblütler (einschließlich kleeartige Ackerfutterpflanzen). Mit 130 Abbildungen. Freising-Weihenstephan 1957. DM 4.70. Zu beziehen vom Verf., Graz/Stmk., Geidorfgürtel 34, Österreich.

Die ersten beiden Bändchen dieses Bestimmungswerks für die mitteleuropäischen Wiesen- und Weidepflanzen wurden hier schon angezeigt. Das vorliegende Heft für Schmetterlingsblütler usw. schließt sich gleichwertig an. Sorgfältig durchdachte Schlüsselungen und prägnante Zeichnungen ermöglichen auch hier dem Nichtbotaniker die Bestimmung der behandelten Schmetterlingsblütler und Ackerfutterpflanzen. *L.*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr
Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Jahreshauptversammlung 1964

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, verbunden wiederum mit der des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, findet am Samstag und Sonntag, 13. und 14. Juni, in Ravensburg statt. Übernachtungen in verschiedenen Preislagen werden durch die Geschäftsstelle vermittelt. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt nach Ravensburg zu DM 15.– durchgeführt. Wir bitten um Anmeldung.

Programm

Samstag, 13. Juni:

15.00 Eröffnung im großen Ratssaal der Stadt Ravensburg:
Fachreferate:
a) von Stadtarchivar Alfons Dreher über „Ravensburg und das südliche Oberschwaben – Historischer Überblick"
b) von Oberbaurat Albert Lackner über „Die Pflege einer alten Stadt im Wachstum" (mit Lichtbildern)

17.00 Mitgliederversammlung im Großen Ratssaal

18.30 Gemeinsamer Abendimbiß im Saal des Kolpinghauses (DM 3.50)

20.00 im Saal des Kolpinghauses
„Sorgen um Hochrhein und Bodensee" (mit Farblichtbildern), Vortrag von Oberbaurat i. R. W. Kittel
„Vom Volkstum in Oberschwaben" (mit Farblichtbildern), Vortrag von Dr. Schaaf

Sonntag, 14. Juni:

10.45 Feierstunde im Saal des Alten Theaters unter Mitwirkung des Collegium musicum (Leitung Manfred Gerber)
Begrüßungen
Festansprache von Hektor *Amann* „Ravensburg in der mittelalterlichen Wirtschaft" (mit Lichtbildern)

12.30 Gemeinsames Mittagessen (DM 5.–)

14.00 Führungen (zur Wahl):
a) Stadt Ravensburg, von Stadtarchivar A. Dreher
b) Heimatmuseum und Stadtbibliothek, von Dr. A. Walzer und Dr. Hengstler
c) Weißenau, Weingarten und Baindt, von verschiedenen geistlichen Herren
d) Waldburg und Wolfegg, von Dr. Graf Adelmann von Adelmannsfelden

Die Omnibusfahrpreise bei den Führungen c) und d) ab Ravensburg nach Ravensburg betragen: bei c) DM 2.–, bei d) DM 4.50.

Ferienwoche Weil der Stadt

Wir laden hiermit zu unserer diesjährigen Ferienwoche in Weil der Stadt ein. Die Teilnehmergebühr, die zum freien Eintritt in alle Vorträge und zu ermäßigter Beteiligung an den Studienfahrten berechtigt, beträgt DM 10.– (für Nichtmitglieder DM 15.–). Die Fahrpreise für die Studienfahrten bewegen sich etwa zwischen DM 7.50 und DM 15.–. Für die Unterbringung stehen zur Verfügung: Dreibettzimmer in der Jugendbildungsstätte Johannes Kepler (mit Vollpension DM 9.–) sowie Doppel- und Einzelzimmer in Gasthöfen (Bettenpreis DM 5.– bis 6.50, Frühstück DM 2.– bis 2.50). Wir bitten um Anmeldung.

Programm

Sämtliche Vorträge, die in Weil der Stadt gehalten werden, finden in der Jugendbildungsstätte Johannes Kepler statt.

Samstag, 25. Juli:

Anreise

20.00 Eröffnung unter Mitwirkung des Hausmusikkreises Weil der Stadt (Leitung von Fallot) mit Ansprache von Bürgermeister Oberdorfer „Weil der Stadt in Vergangenheit und Gegenwart" und anschließender Vorführung eines Filmes über Weil der Stadt.

Sonntag, 26. Juli:

14.00 Führungen durch Weil der Stadt und das Keplermuseum mit Studiendirektor Mannsperger und Dr. Schaffert.

20.00 „Zwei Frühhumanisten aus Weil der Stadt: Steinhöwel und Niklas von Wyle", Vortrag von Dr. Wolfgang Irtenkauf mit Lesungen.

Montag, 27. Juli:

8.00 Studienfahrt „Nagoldtal": Weil der Stadt – Hirsau (ehem. Kloster St. Peter und Paul, Aureliuskirche) – Calw (Stadt) – Kentheim (Candiduskirche) – Bad Teinach (turris Antonia) – Wildberg (Burg und Stadt) – Wanderung über das Sulzer Eck zum Kühlenberg (Albaussicht) – Weil der Stadt. Führung: Oberstudienrat Gittinger (Landschaft), Dr. Irtenkauf (Geschichte).

Dienstag, 28. Juli:

13.00 Wanderung von Möttlingen durchs Monbachtal nach Liebenzell (Bad, Stadt, Burg).

20.00 „Johannes Kepler", Vortrag von Prof. Dr. Walther Gerlach.

Mittwoch, 29. Juli:

8.00 Studienfahrt „Wehrkirchen": Weil der Stadt – Merklingen – Hausen – Heimsheim – Mönsheim – Weissach – Iptingen – Großglattbach – Derdingen – Weil der Stadt. Führung: Dr. Adolf Schahl.

Donnerstag, 30. Juli:

13.00 Wanderung von Mühlhausen nach Tiefenbronn (Lukas Moser) und Wimsheim (Eduard Mörike).

20.00 Christian Wagner-Abend mit Lesungen sowie einleitenden und verbindenden Worten von Studiendirektor Mannsperger.

Freitag, 31. Juli:

8.00 Studienfahrt „Gäulandschaft und Schwarzwaldrand um Würm und Nagold": Weil der Stadt – Merklingen – Hausen – Steinegg – Hamberg – Schellbronn – Unterreichenbach – Schwarzenberg – Schömberg – Zainen – Beinberg – Igelsloch – Naislach – Würzbach – Rötenbach – Zavelstein – Teinach – Oberkollwangen – Neuweiler – Gaugenwald – Berneck – Wart – Oberhaugstett – Neubulach – Oberhaugstett – Schönbronn – Effringen – Wildberg – Sulz – Gültlingen – Deckenpfronn – Stammheim – Neuhengstett – Simmozheim – Weil der Stadt. Führung: Prof. Dr. H. Dölker.

20.00 Geselliges Zusammensein mit verschiedenen heiteren Beiträgen.

Samstag, 1. August:

Abreise.

Dank und Bitte

Wiederum können wir einer ganzen Reihe von Mitgliedern danken, die uns im Jahre 1963 neue Mitglieder zugeführt haben. Wir führen ihre Namen im folgenden an (wo keine Ortsbezeichnung steht, ist Stuttgart der Wohnsitz) und bemerken ergänzend, daß Beitritte ab 1. Januar 1964 noch nicht berücksichtigt wurden.

6 Mitglieder gewann Vertrauensmann Redakteur Helmut Billig in Kirchheim u. T. 3 Mitglieder warben Herr Georg Bader in Isny, Amtsgerichtsrat Kurt Flogaus in Biberach a. d. R., Frau Anna Frasch in Fellbach, Landeskonservator Walter Genzmer in Sigmaringen, Frl. Lore Kärcher, Frl. Elisabeth Schiffers und Frau Schneider-Gaupp. 2 Mitglieder brachten uns zu Professor Dr. Helmut Dölker in Eßlingen, Herr Martin Ebinger in Winnenden, Professor Dr. Werner Fleischhauer, Frau Hanne Friedrich in Ulm, Dipl.-Ing. Fritz Haase, Notar a. D. Carl Harr in Aalen, Dr. Max Häußler, Frau Emilie Henne in Heilbronn, Apotheker Alfred Keil in Spaichingen, Oberstudienrat Dr. Otto Kerlé, Oberbaurat a. D. Walter Kittel, Schwester Gertrud Krüger in Giengen a. d. B., Frl. Amalie Kurz, Oberstudienrat a. D. Otto Lau in Kirchheim u. T., Herr Alfred Laun, Stadtbaurat Kurt Lörcher in Kirchheim u. T., Frau Klara Morstatt in Winnenden, Zahnarzt Max Sauer, Kreisbaumeister Erhard Schilling in Backnang, Frau Fanny Schlenker in Geislingen, Schwester Elisabeth Stuhlinger in Kirchheim u. T. und Freifrau Marie von Varnbühler. Ein Mitglied verdanken wir Frau A. Bäuerle, Frau Charlotte Balz, Frau Lilly Beck, Lehrerin a. D. Lydia Bessler in Heilbronn, Herrn Eugen Bindl, Herrn Eugen Blank, Rektor Theodor Bolay in Asperg, Frau Eva Brandl, Frau Maragarete Braun, Frau Breitmeyer, Studienrat Karl Bruder in Backnang, Oberstudienrat Dieter Buttschardt in Biberach a. d. R., Frau Ruth Daniel, Frl. Magda Dieter in Löwenstein, Frau Gertrud Eberhardt, Herrn Dieter Gerlinger in Eßlingen, Frau Luise Gscheidle, Oberlehrerin Elisabeth Hartmann, Direktor Konradin Hausser, Frau Elisabeth Jäckle, Frau Else Kadau, Schwester Eva Kandler, Herrn Werner Krauß, Frau Kull in Ludwigsburg, Oberstudienrat Dr. Max Lohß in Schorndorf, Frl. Ruth Meyding, Diplomgärtner Manfred Mollenkopf, Herrn Paul Obrecht, Freifrau Olga von Ow-Wachendorf in Wachendorf, Pfarrer Adolf Pfleiderer in Sersheim, Frl. Lore Probst, Frl. Paula Raabe in Ludwigsburg, Bezirksnotar Otto Rathgeber, Frau Johanna Rauscher, Apothekerin Hanna Remppis in Weilheim u. T., Frau Friedel Rentschler in Tübingen, Herrn Albert Renziehausen in Backnang, Frau Martha Rieth, Hauptlehrer Wolfgang Schick in Oberndorf, Regierungsvermessungsrat Hans Schlipf in Tübingen, Frau Martha Schmelzeisen in Fellbach, Frau Herta Schmied in Kirchheim u. T., Frl. Elisabeth Schramm in Heidenheim, Apotheker Alfred Schwarz in Brettheim, Frau Hildegard Seeliger, Oberpostsekretärin a. D. Julie Seiz in Winnenden, Frl. Emma Sigle in Fellbach, Dipl.-Ing. Fritz Stehle, Dr. Dorothea Stephan, Frau Helene Strumpf in Leonberg, Herrn Erwin Vinnai, Frau Hedwig Wahl in Aalen, Frl. Dorit Weigel in Göppingen, Frau Else Wolf, Schwester Paula Ziegler und Frau Luise Zwicker in Waiblingen.

Auch im Jahre 1964 wird das Wachstum unseres Vereines nicht unwesentlich von der persönlichen Einwirkung der Mitglieder auf geeignete Persönlichkeiten des Freundes- und Bekanntenkreises abhängen. Vielen ist der Schwäbische Heimatbund noch unbekannt; ein Zeugnis von der Notwendigkeit und dem Wert seiner Arbeit, nicht zuletzt aber ein Hinweis auf das zumutbare kleine Opfer für die Sache, welches der Mitgliedsbeitrag bedeutet, sowie auf die Vorteile der Mitgliedschaft (Bezug der „Schwäbischen Heimat" als Vereinsgabe, ermäßigte Teilnehmergebühren bei Studienfahrten, Pfingsttagen, Ferienwochen und anderen Veranstaltungen) wirkt dabei oft Wunder. Gegebenenfalls sind wir für die Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung dankbar. Als Zeichen unseres Dankes führen wir Mitglieder, die mindestens zwei neue Mitglieder im Jahre werben, beitragsfrei, sofern nicht einer Buchgabe der Vorzug gegeben wird.

Bücher für den Freund württembergischer Geschichte:

PETER HOFFMANN
Die diplomatischen Beziehungen zwischen Württemberg und Bayern im Krimkrieg und bis zum Beginn der Italienischen Krise (1853–58)
XII und 132 Seiten. Kartoniert DM 13.50

ERNST HIRSCH
Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser
X und 128 Seiten mit 7 Karten und 3 einfarbigen Abbildungen. Kartoniert DM 18.—

OTTO-GÜNTER LONHARD
Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter
Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei
XV und 171 Seiten mit 4 einfarbigen Tafeln. 1 Karte und 2 Tabellen. Englisch brosch. DM 19.50

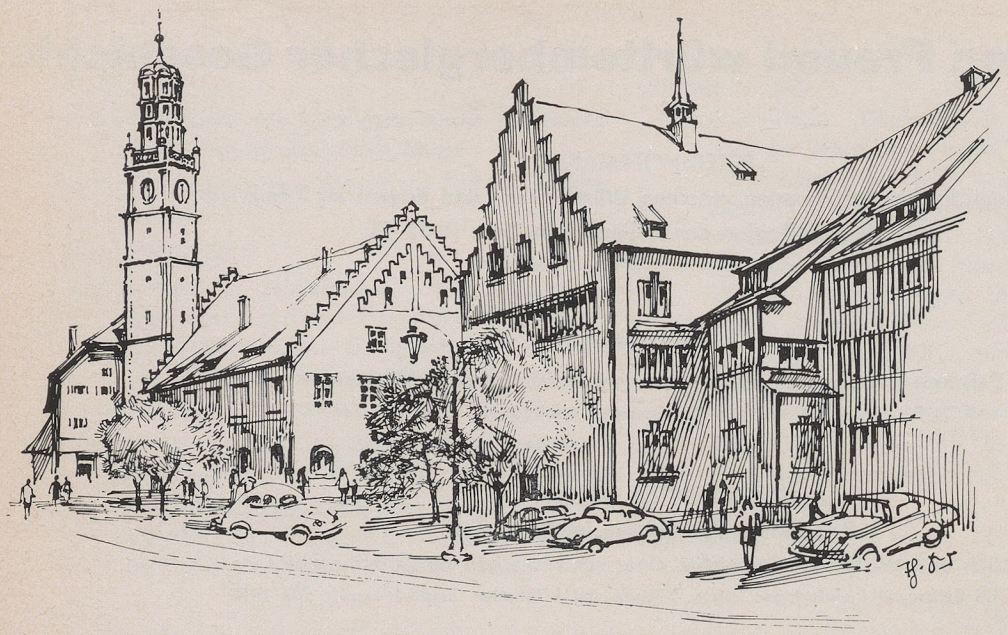
INGRID SEIDENFADEN
Das Jesuitentheater in Konstanz
Grundlagen und Entwicklung.
Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitentheaters in Deutschland
XI und 192 Seiten mit Anhang. Englisch brosch. DM 21.50

HUGO OTT
Studien zur Geschichte des Klosters St. Blasien im hohen und späten Mittelalter
XIX und 136 Seiten mit mehreren Tabellen. Kartoniert DM 15.—

Diese Bände sind in den Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg erschienen.

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Raber u. Märcker
NEUZEITLICHE BÜROMASCHINEN
STUTTGART N · FRITZ-ELSAS-STR. 48 TELEFON 29 47 51 / 52
MARCHANT
EXACTA
ROTO
ADREMA



RAVENSBURG

das Tagungszentrum nahe der Dreiländerecke im Süden

Am Marienplatz, Rathaus, Waaghaus und Blaserturm

hat den Vorzug einer verkehrsgünstigen Lage nahe dem Bodensee mit Ausflugsmöglichkeiten in die benachbarten Alpen. Es stellt Ihnen seine Oberschwabenhalle für 2000 bis 6000 Kongreßteilnehmer zur Verfügung und dazu seine Erfahrungen in der Durchführung von Tagungen aller Art. Mehrere repräsentative Säle verschiedener Größe entsprechen bestens allen Anforderungen einer landschaftlich reizvoll gelegenen Tagungsstadt. Ravensburg ist Mittelpunkt des Ferienlandes des Barocks und der nahen Burgen und Schlösser. Türme und Tore der alten Reichsstadt sowie die ehemaligen Patrizierhäuser der historischen Altstadt verschaffen das echte Milieu ebenso wie die modernen Hotels, die eleganten Geschäfte und die bunten Veranstaltungsprogramme. Waldbad, Kunsteisstadion, Campingplatz, Sportanlagen und viele Wanderwege durch eine waldreiche Umgebung runden die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung ab.

Auskunft: Verkehrsamt am Marienplatz, Telefon 44 44.

Kolping-Gaststätten, Ravensburg

Veranstaltungslokal des Schwäbischen Heimatbundes empfiehlt seine Räume für Betriebsfeiern und Reisegesellschaften. **Familie Franz,** Tel. 2925 Ravensburg

---

MOORHEILBAD KNEIPPHEILBAD LUFTKURORT

Bad Waldsee

in Oberschwaben

Neues Sanatorium und Kurmittelhaus mit den modernsten Einrichtungen für die Moor- und Kneipp'sche Hydrotherapie

Auskunft Städt. Kurverwaltung, Tel. 241/242

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt

des Arno Balzer Verlags, Versandhaus Ulmer, 7131 Lienzingen, Hauptstraße 174 bei.

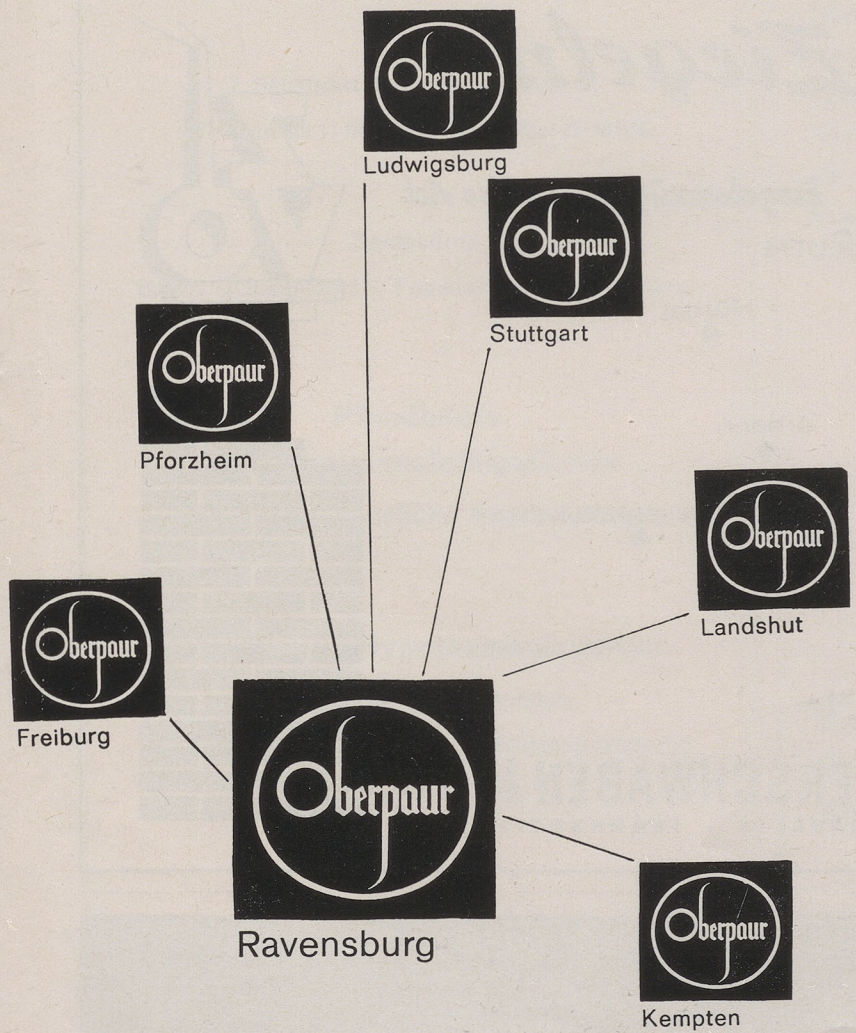
Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

VOLKSBANKEN

BEWÄHRT SEIT 100 JAHREN

Den Freunden und Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes wünscht das Modehaus Oberpaur ein herzliches Willkommen und frohe Stunden im schönen Ravensburg

---



Oberpaur-Häuser gibt es in vielen Städten des südwestdeutschen Raumes. In Stuttgart, Ludwigsburg, Kempten, Freiburg, Landshut, Pforzheim und selbstverständlich in Ravensburg. Diese Familiengruppe größter Modehäuser kauft gemeinsam ein, prüft in den internationalen Modezentren das modisch aktuelle Angebot und tätigt interessante Gruppenabschlüsse, deren Vorteile wieder voll unseren Kunden zugute kommen. Sie sollten sich während Ihres Ravensburger Aufenthaltes die Zeit nehmen und einmal zwanglos dieses große Modehaus besuchen. Es lohnt sich:
der Auswahl wegen -
der Mode wegen -
der Preise wegen

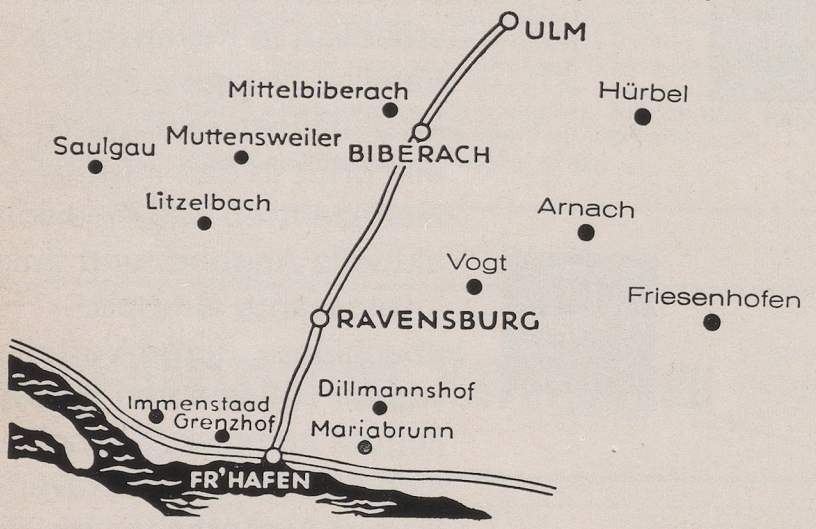
Zur Zeit haben wir ein Spezialfenster erstellt, in dem wir reizende **Geschenkvorschläge für Ihre Lieben daheim** dekoriert haben

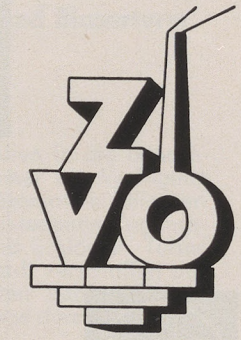
Sinnvolles schenken

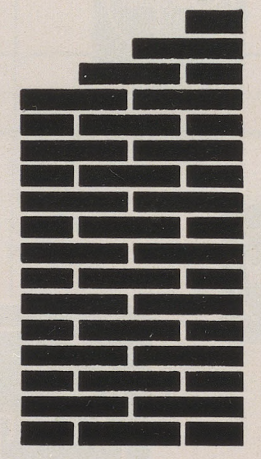
DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM **Kunsthaus Schaller** STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

BAUE *mit Ziegeln*

Wohne gesund *Ziegelerzeugnisse aller Art*







ZIEGEL-VERTRIEB OBERSCHWABEN GMBH

RAVENSBURG - TETTNANGER STRASSE 70 - FERNRUF 2752

WÜRTTEMBERGISCHE BANK
STUTTGART

Filialen

GÖPPINGEN
TÜBINGEN
REUTLINGEN
ULM / DONAU

Seit nahezu 100 Jahren

Württembergische Hypothekenbank

7 Stuttgart 1, Büchsenstraße 28

Telefon 29 11 56 · Fernschreiber 07 22045

Zweigbüros

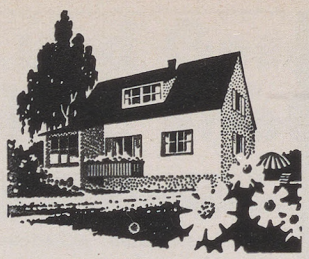
Berlin · Düsseldorf · Frankfurt/Main · Hamburg

Pfandbriefe
und Kommunalobligationen
als hochverzinsliche Kapitalanlage

Langfristige Hypothekendarlehen
für den Wohnungsbau,
für Umschuldungen und Modernisierung
von Grundbesitz

Kommunaldarlehen
an öffentliche Körperschaften
zu günstigen Bedingungen

Verbriefte · Pfandbrief und Kommunalobligation · Sicherheit



Jetzt anfangen!

Je früher Sie mit Bausparen beginnen, desto früher sind Sie Herr im eigenen Heim. Nutzen Sie die Zeit – und die großzügige staatl. Hilfe für Ihr Vorhaben aus. Wenden Sie sich an unseren örtlichen Kundendienst oder direkt ans Wüstenrot-Haus in Ludwigsburg.

Unseren Bildprospekt E 20 übersenden wir Ihnen gern kostenlos.

Mit unserer Hilfe werden arbeitstäglich 150 Ein- und Mehrfamilienhäuser finanziert.

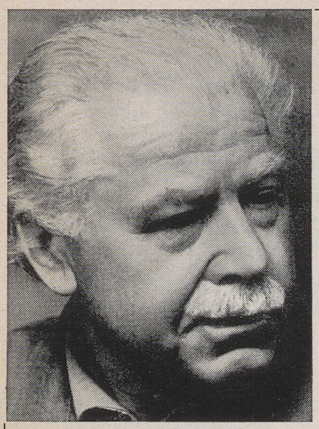
Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot

Moderne Fabrikationsanlagen
und gute Mitarbeiter
sind die Gewähr für
hochwertige Druckfarben, wie
sie von Stuttgart-Feuerbach
in alle Welt
geliefert werden

K+E

Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach



WILHELM SCHLOZ

BEGEGNUNGEN

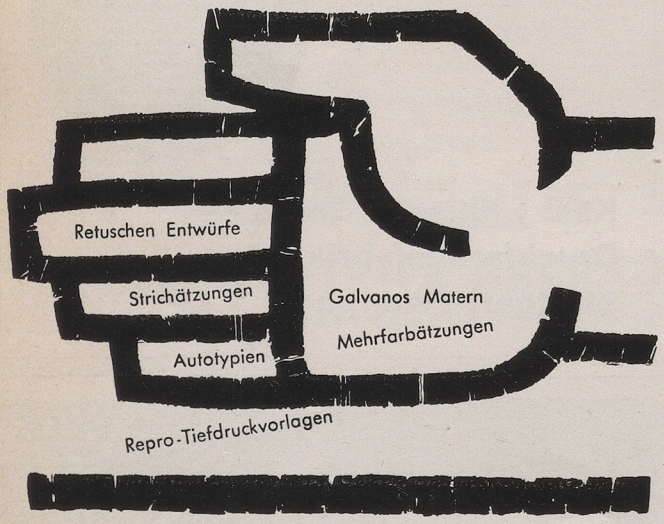
Kurzgeschichten, Anekdoten
Erzählungen

272 Seiten in Ganzleinen
mit Schutzumschlag **DM 16,80**

Wilhelm Schloz weiß, was eine Geschichte ist und wie man sie schreibt, dessen sind Zeuge seine über ein halbes Hundert Kurzgeschichten der jüngsten Schaffensjahre seines Bandes **„Begegnungen"**. Es sind meisterliche erzählerische Kleingebilde voll Kürze, Prägnanz, Spannung und Farbigkeit, zeitlich angesiedelt von den mittelalterlichen Jahrhunderten bis zur Gegenwart und stofflich vom Geschichtlichen bis zur grotesken oder zart-innerlichen Situation. Alles Gestalten von Wilhelm Schloz ruht und vollzieht sich auf dem festen Grunde seiner hart geprüften Lebensbejahung. Es ist kein Widerspruch dazu, wenn das epische Geschehen bei ihm nicht selten im Verzicht endet, er weiß, daß, wo Frucht reifen soll, in irgendeiner Form auch Untergang sein muß. Wo es aber „gut ausgeht", hat dies so gar nichts mit einem billigen „happy end" zu tun, sondern steht im Hintergrund davon eben dieses gesunde Ja zum Leben.
Karl Götz

Wilhelm Schloz versteht es, mit geringen Mitteln seine Gestalten glaubhaft zu machen. Er steht mit seinem sprachlichen und dichterischen Verantwortungssinn und mit seinem in die Tiefe greifenden Organ für das Tragische trotz der sparsamen Schreibweise ja vielleicht gerade dank ihrer, in einer Reihe mit unseren großen Erzählern.
Dr. F. Spieser

Bestellungen bei: ARNO BALZER VERLAG
Versandhaus Ulmer · 7131 Lienzingen



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen.
Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER
Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 273704

KOMMT ES AN
K
AUF JEDEN PUNKT

1200jähriges Ellwangen

Das Programm:

Freitag, 19. Juni 1964

20.00 Uhr: Peutinger-Gymnasium – Einführungsvortrag von Kultusminister Dr. Storz, Stuttgart, zu dem Schauspiel „Der Prozeß der Jeanne d'Arc" am 12. Juli.

Freitag, 3. Juli 1964

11.00 Uhr: Städt. Turn- und Festhalle – Eröffnung der historischen Ausstellung „1200 Jahre Ellwangen" – Durchgeführt vom Württ. Landesmuseum – Aufbau: Hauptkonservator Dr. Walzer – Es spricht der Direktor des Württ. Landesmuseums Stuttgart, Professor Dr. Werner Fleischhauer. Die Ausstellung ist bis Sonntag, 2. August 1964, täglich von 9–12 Uhr und von 15–19 Uhr geöffnet.

19.00 Uhr: Forum des Peutinger-Gymnasiums – „Philemon, der fröhliche Märtyrer" – Drama des Jesuitenpaters Jakob Biedermann, bearbeitet von Bernt v. Heiseler – Eine Aufführung des Peutinger-Gymnasiums.

Samstag, 4. Juli 1964: „1200 Jahre Ellwangen/Jagst"

18.00 Uhr: Festakt im Forum des Peutinger-Gymnasiums Vortrag „1200 Jahre Ellwangen" – Professor Dr. Viktor Burr, Bonn – Ansprache des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg.

20.00 Uhr: Empfang der Ehrengäste im Festsaal des Schlosses – Fest auf Schloß Ellwangen „Beim Fürstpropst zu Gast".

Sonntag, 5. Juli 1964: „1200 Jahre Ellwangen/Jagst"

9.30 Uhr: Pontifikalamt: Celebrans Se. Exzellenz Dr. Carl Joseph Leiprecht, Bischof von Rottenburg.

9.30 Uhr: Gottesdienst in der Evangelischen Stadtkirche.

16.00 Uhr: Standkonzert auf dem Marktplatz – Mitwirkende: u. a. Bergkapelle Wasseralfingen.

18.30 Uhr: Feierliche Begründung der Partnerschaft Langres-Ellwangen.

20.30 Uhr: „Das Salzburger Große Welttheater" Schauspiel von Hugo v. Hofmannsthal – Inszenierung Intendant Speidel.

Sonntag, 12. Juli 1964

20.00 Uhr: „Der Prozeß der Jeanne d'Arc" – Schauspiel von Thierry Maulnier in der Übersetzung von Dr. Storz – Inszenierung Intendant Speidel.

Kultur und Geschichte - auf Reisen erlebt

Lattimore,
Nomaden und Kommissare

Die Mongolei gestern und heute 258 Seiten
Eine Übersichtskarte. Leinen DM 19,80

Lattimore vereint hier eine lebensvolle Beschreibung der heutigen Mongolei mit einer Analyse der sozialen Struktur und deren Geschichte. Mit einer geographischen Beschreibung beginnend, gibt der Verfasser ein Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung.
Im letzten Kapitel, das Ende 1963 für die deutsche Ausgabe geschrieben wurde, erläutert der Autor, welche Bedeutung der jetzt offen ausgebrochene Konflikt zwischen Rußland und China hat.

Reischauer,
Die Reise des Mönchs Ennin

Neun Jahre im China des 9 Jahrhunderts
352 Seiten 2 Karten. Leinen DM 24,80

Ennins Aufzeichnungen sind nicht nur das erste große Tagebuch in der fernöstlichen Geschichte, sie sind auch die erste Darstellung des Lebens in China durch einen ausländischen Besucher Dem literarischen Feinschmecker und allen, die echte Besonderheiten in der Fülle der Bucherscheinungen schätzen, erschließt sich in diesem Werk eine einmalige Dokumentation einer vergangenen, hochzivilisierten Kulturepoche

Toynbee, Ströme und Grenzen

Eine Fahrt nach Indien, Pakistan, Afghanistan
240 Seiten 1 Faltkarte Leinen DM 19,80

Mit dem Entdeckerdrang eines „boy-scout" durchstreifte der bekannte Historiker und Kulturphilosoph diesen Wetterwinkel der Weltgeschichte. Dieses immense Wissen breitet der Autor in einer locker geführten Konversation über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge vor uns aus.

Toynbee, Von Ost nach West

Bericht einer Weltreise. 263 Seiten. 1 Karte.

„Dieser Bericht Toynbees hat eine besondere Note. Er enthält nicht nur Erlebnisse, sondern auch Deutungen oder Geschichte des jeweiligen Reiselandes. Vieles heutige Geschehen wird auf diese Weise begreiflich und transparent." Hessischer Rundfunk

Stark,
Auf den Spuren Alexanders

Reise durch die unbekannte Türkei 276 Seiten.
16 Tafeln 2 Karten Leinen DM 22,80

„Die Engländerin Freya Stark ist den Motiven des anatolischen Alexanderzugs nachgegangen; das philosophisch wie historisch-geographisch gleich wertvolle Reisetagebuch steht hoch über üblicher Reiseliteratur – ihr genialer Spürsinn hält ungewöhnlicher Sprachbegabung und persönlichem Mut die Waage." Süddeutsche Zeitung.

Edschmid, Italien

I Zwischen Alpen und Apennin.
567 Seiten 20 Fotos. Leinen DM 19,20
II Zwischen Apennin und Abruzzen
566 Seiten 16 Fotos Leinen DM 19,20
III Rom und der Süden
728 Seiten 16 Fotos Leinen DM 26,50
Auswahlband: Italien von Verona bis Palermo
423 Seiten 59 Abbildungen Leinen DM 15,60

Der Meister des klassischen Reisebuches schuf mit seinen Italienbüchern ein unvergängliches Standardwerk für alle Italienfahrer.
„Edschmids Wirkung beruht auf der Anschaulichkeit, mit der er, vom Sichtbaren ausgehend, weit in die Vergangenheit zurückführt, sie lebendig als Gegenwart aufstehen läßt und derart den Leser und Reisenden die Dauer in der Wandlung erleben läßt. Landschaftserlebnisse und Kunstanschauung verquicken sich mit Sitte und Historie zu einem lebendigen Abbild eines immerwährenden Italien, dessen kulturelle Ausstrahlung in immer neuer Form andauert." Die Zeit
„Eleganz und weltmännische Form finden sich hier vereinigt für alle, die ihre Schritte nach dem Süden lenken." Frankfurter Allgemeine

Strache, Der Golf von Neapel

33 Seiten Text 112 Tafeln Leinen DM 19,50

„Der Autor hat eine Fülle ungemein eindrucksvoller Fotos zusammengetragen und legt nun eine strenge Auswahl des Besten aus der Ernte seiner Kamera vor. Das Buch ist eine wahrhaft festliche Gabe."
Telegraf am Sonntag

Dieterich, Spanien von Altamira zum Alkazar

244 Seiten 9 Zeichn 24 Fotos Ln DM 16,80

„Dieses Spanienbuch ist ein Reisebuch für den Anspruchsvollen, für den, der Wahrhaftigkeit und echte Bezüge sucht, ohne auf den mediterranen Schwung verzichten zu sollen." Deutsche Rundschau

Dieterich, Spanien zwischen Cordoba, Cadiz und Valencia

247 Seiten. 24 Fotos Leinen DM 16,80

„Das Buch, das so nebenher und doch mit der Präzision eines sachkundigen Liebhabers eine kleine Kulturgeschichte Kastiliens vermittelt, ist von einer ansteckenden Munterkeit, beschönigt nichts, läßt alle Prospekt-Lobrednereien weit hinter sich und verrät um so mehr Begabung, die verborgenen Schönheit aus ihrer Versunkenheit heraufzuheben."
Deutsche Zeitung

Einen ausführlichen Prospekt über Reisebücher fordern Sie bitte beim Verlag an

W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart, Postfach 747

Das Schwarzwaldhaus

Von Hermann Schilli

2. Auflage. 302 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen, 204 Abbildungen und 22 ganzseitigen Tafeln. Leinen DM 38,–

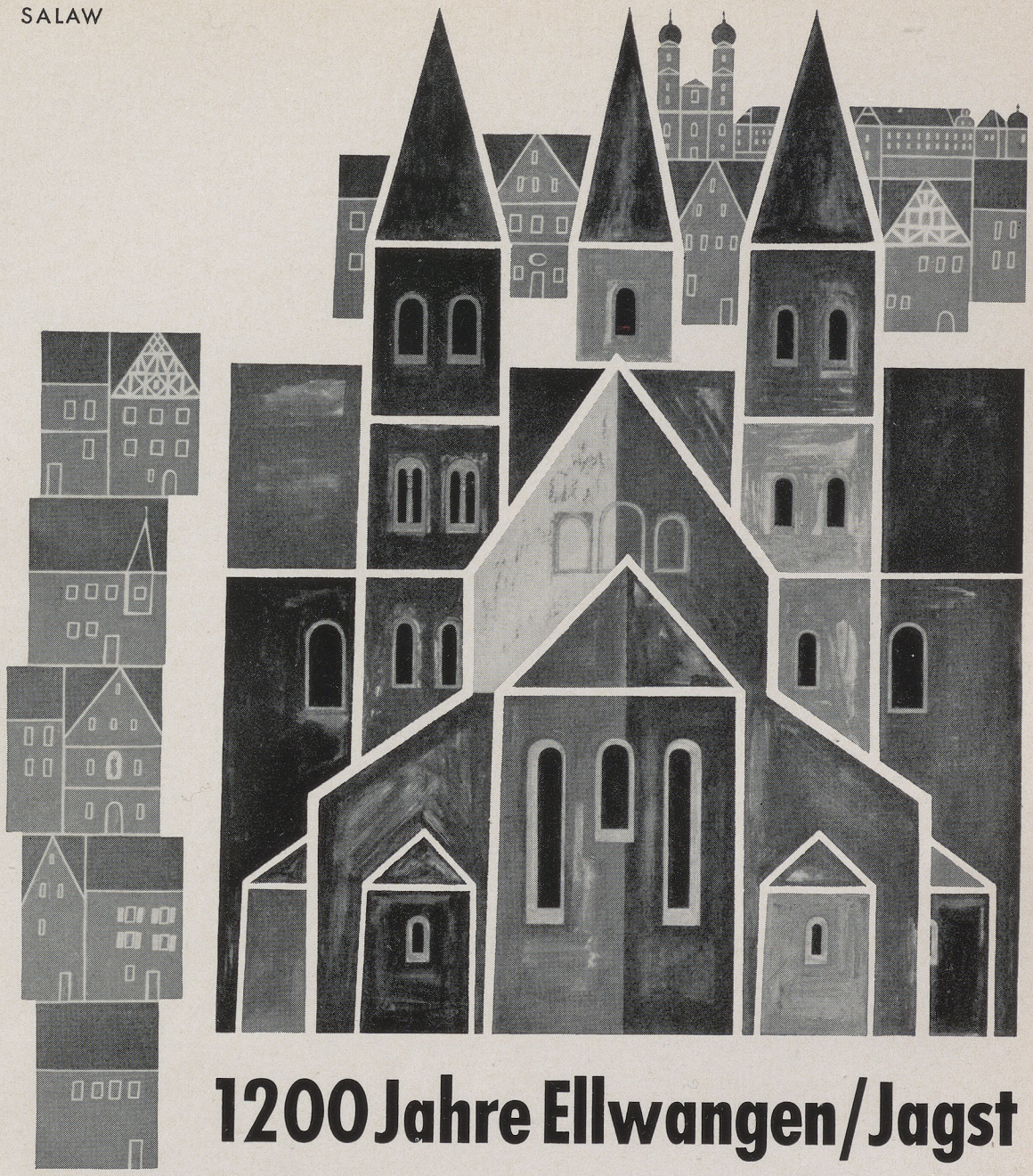
Dieses vorliegende Werk gibt für das Haus im Schwarzwald eine einmalige Bestandsaufnahme. Der Verfasser hat den Schwarzwald kreuz und quer durchwandert und alle bedeutsamen Schwarzwaldhäuser aufgenommen. Die verschiedenen Haustypen werden herausgearbeitet und in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Zahlreiche Bilder (102 Figuren im Text, 204 Abbildungen und XXII Tafeln) unterstützen den Wortlaut des Textes und geben einen einzigartigen Eindruck von der Schönheit des Schwarzwaldhauses und der Schwarzwaldlandschaft. Das Buch ist gleicherweise wichtig für Kunsthistoriker, Architekten, Volkstumsforscher wie für alle, die die Schönheit des Schwarzwaldes lieben.

„... kein Schaubuch und kein bloßes Lehrbuch, sondern ein sehr notwendiges und willkommenes Heimatbuch, für das sich der Südweststaatbürger ebenso interessieren darf und soll wie vor allem der Architekt, der Lehrer, Volks- und Heimatkundler."
Stuttgarter Nachrichten

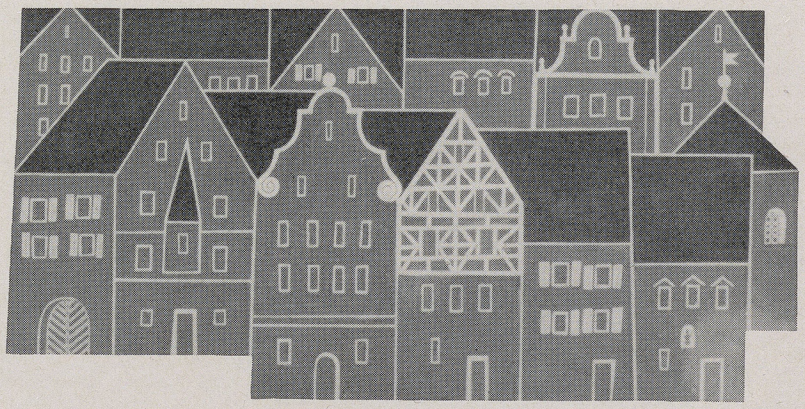
„Zum ersten Male zeigt hier ein Mann mit dem Rüstzeug des Handwerkers, Architekten, Historikers und Volkskundlers, daß es ein Schwarzwaldhaus oder eine Urform dafür nicht gibt, daß sich vielmehr zwei Typen herausschälen lassen, die verschiedene Abwandlungen zeigen und in den Übergangsgebieten verschiedene Mischtypen bilden. Schilli beweist in diesem Werk, daß auch das Schwarzwaldhaus wie die Tracht nichts Beständiges darstellt und seine Verbreitung eng zusammenhängt mit der Landes- und Dynastengeschichte."
Schwarzwälder Bote

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

SALAW



1200 Jahre Ellwangen/Jagst



Haupttage 3.—5. Juli 1964

Bewahren?

Geld ist geduldig. Man kann es verschwenden. Man kann es zu bewahren suchen. Aber auf welche Weise? Etwa wie Sardinen? Das klingt paradox – aber denken Sie mal an die Sparbüchse? Ist sie nicht im Grunde eine Art „Geldkonserve"?

Halten wir fest: Sparen heißt Geld bewahren! Aber Sparen und Sparen ist zweierlei, d. h. es gibt viele Sparformen. Bleibt für jeden die Frage: „Was ist gerade für mich richtig?" Die Antwort hängt ganz von Ihrer finanziellen Situation ab. Kein Laie kann sie Ihnen geben. Nur ein „Geldberater": Ihre Sparkasse!

Dort kann man Geld sparen, Geld vorteilhaft anlegen, Geld überweisen, Geld leihen. Ferner Wertpapiere erwerben, Wertsachen aufbewahren, Reiseschecks und Devisen erhalten. Gold kaufen und viele andere Geldgeschäfte abwickeln.

Wenn Sie also wissen wollen, wie Sie den Wert Ihres Geldes erhalten, ja steigern können, dann wenden Sie sich voll Vertrauen an Ihre Sparkasse.

Wenn's um Geld geht . . .

SPARKASSE